Germanien

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte
hat den Zweck, alle Deutschen zusammenzufassen, die den Wert der Erforschung der eigenen Vorgeschichte erkannt haben. Sie verfolgt das Ziel, Wissen über die eigenen Ahnen im deutschen Volke zu verbreiten und Verständnis für seine Vorgeschichte zu erwecken.

Jährlich in der Pfingstwoche wird eine öffentliche Tagung abgehalten, bei der Denkmäler aus germanischer Zeit gezeigt werden. Sie sind zahlreicher in der deutschen Landschaft vorhanden, als gemeinhin angenommen wird.

Um die Verbindung unter den Mitgliedern aufrechtzuerhalten, erscheinen jährlich in zwangloser Folge 5—6 Hefte „Germanien".

Die Mitgliedschaft wird erworben durch Einzahlung des Jahresbeitrages von 10.— RM auf das Postscheckkonto Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Postscheckamt Hannover 65278. Der Beitrag kann in Raten gezahlt werden. Die Mitglieder erhalten „Germanien" kostenlos.

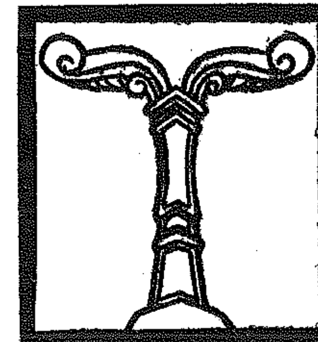
Das Vereinsjahr 1932/33 läuft vom 1. Mai 1932 bis zum 31. März 1933. Es liegt im eigenen Vorteil, bei allen Anmeldungen, Einzahlungen usw. Namen und Anschrift deutlich zu schreiben.

Germanien

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgegeben von der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

3. Folge 1931/32



Westfälische Buch- und Kunstdruckerei und Verlag
Gustav Thomas Bielefeld

Inhaltsverzeichnis.

1. Aufsätze und Vorträge.

2. Berichte und dergleichen.

3. Sprüche.

4. Kleine Beiträge.

5. Bücher, die für uns wichtig sind.

6. Mitteilungen.

7. Tafeln und Bilder.

Germanien

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgeber: Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Sitz Detmold, Bandelstraße 7

Für den Inhalt der Beiträge stehen die Verfasser ein

4. Folge | **Bielefeld, Heuet 1932** | **Heft 2**

Fünfte Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte in Bad Oeynhausen.

Dienstag, den 17. Mai 1932, bis Freitag, den 20. Mai 1932.

Die Tagung wurde eröffnet mit einer Begrüßung der sehr zahlreich erschienenen Tagungsteilnehmer durch den Badedirektor Bergrat von Hinüber und den Bürgermeister Dr. Neuhäuser. Danach ergriff Direktor W. Teudt, Detmold, der Begründer der Vereinigung, das Wort. In kurzen Sätzen umriß er noch einmal die Aufgabe der „Freunde germanischer Vorgeschichte“: Erkundung der Wahrheit über die germanische Vergangenheit, Bekämpfung des Geschichtsirrtums, als ob die deutsche Kultur nur ein Ergebnis der Romanisierung und Christianisierung sei. Die Lehren der Vererbungswissenschaft erlauben uns heute, von der Gegenwart zurückzuschließen auf die Vergangenheit. Wir dürfen aber nicht bei der reinen Erkenntnis der Vergangenheit stehen bleiben, die Vergangenheit muß uns Frage zur Gegenwart werden. Die Aufgabe ist vor allem wissenschaftlicher Natur. In dieser Erkenntnis ziemt es uns heute, des Mannes zu gedenken, der der deutschen Vorgeschichtswissenschaft Vorkämpfer gewesen ist: Gustaf Kossinna. Er ist einer der ersten gewesen, der in zähem Kampf sich gegen die Herabwürdigung älterer Stufen unserer Kultur gewandt hat. Um das zu belegen, führte Teudt eine Anzahl Sätze an aus Kossinnas Werk: „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft“:

> „Wo es sich um Herabwürdigung älterer Stufen der eigenen nationalen Kultur handelt, waren es leider stets deutsche Gelehrte, die sich die Siegespalme gewannen und diesen Rekord mühelos verteidigten.“ (S. 11.) „Mit einer Art Scham und Ingrimm zugleich gedenke ich noch heute des offen bekannten inneren Jubels oder wenigstens Behagens, mit dem Vertreter der klassischen Geschichte in Deutschland vor diesem nur zu bald gestürzten Altar südeuropäischer und orientalischer Anbetung ihr Knie bogen. Wie sollte im Hirn der ‚rohen Germanen‘ überhaupt so etwas wie religiöse Mythe, Göttergestalten, Weltanschauung von selbst entstehen?“ (S. 97.) „Es hat sich dann freilich meistens, früher oder später, herausgestellt, daß die überkritischen Zweifler einen zu kleinen Horizont haben, daß sie über dem Haften am einzelnen den weiten Blick für das große Ganze verloren oder nie besessen hatten, mit einem Wort, daß sie im Grunde nichts weniger als Genies, sondern kleine kurzsichtige Geister waren. Aufzubauen, diese Gabe war ihnen versagt, und im Niederreißen, wozu sie Begabung zeigten, war ihnen der nie welkende Lorbeer andauernden

Erfolges nicht beschieden. Aber sie empfanden den Kitzel als Apostel der ‚vorurteilslosen' Wahrheit zu gelten, denen es nicht verschlägt, das eigene Volkstum zu opfern, wenn nur das Quentchen der Ergrübelungen ihres unbestechlichen Scharfsinnes in hellem Glanze erstrahlt und von allen denen bewundert wird, die an dem nämlichen germanischen Eitelkeitskitzel leiden." (S. 97.)

Kossinna hat im Dezember vorigen Jahres sein arbeitsreiches Leben beschlossen. Ihn zu ehren, erheben sich die Teilnehmer von den Sitzen. Sein Geist wird weiter leben, und in seinem Geiste soll die Arbeit der Freunde germanischer Vorgeschichte weitergehen. Bei aller Wissenschaftlichkeit soll aber das nicht vergessen werden, was das Volk erhebt.

„O heilig Herz der Völker, o Vaterland, allduldend gleich der schweigenden Mutter Erde und all verkannt, wenn schon aus deiner Tiefe die Fremden ihr Bestes haben. Du Land des hohen ernsteren Genius. Oft zürnt' ich weinend, daß du immer blöde die eigene Seele leugnest." (Hölderlin.)

Im weiteren Verlaufe des Abends bereitete Schriftleiter Hieke an Hand von Lichtbildern die Teilnehmer auf die Fahrt des nächsten Tages vor. Dann brachte W. Teudt zum Elstertrebnitzer Bild bedeutsame Aufklärungen[1]).

Am 18. wurde zunächst das Riesensteingrab in Werste besucht. An uralter Stätte, wo das Steinkammergrab vor etwa 4000 Jahren aufgebaut wurde, ist das Grabmal, dessen Steine in die Erde versenkt waren, 1926 durch den Minden-Ravensbergischen Hauptverein für Heimatschutz- und Denkmalpflege unter seinem Vorsitzenden, Regierungspräsidenten Dr. Hagemeister, wiedererrichtet worden. Schriftleiter Hieke sprach über die Bedeutung des Denkmales und seine Wiederherstellung. Lehrer Winkelmann, ein erfolgreicher Rutengänger, berichtete dann über eigenartige Erfahrungen, die er im Herbst vorigen Jahres bei diesem Grabe gemacht hat. Zu seinen Versuchen hatte ihn Direktor Teudt angeregt, ermutigt durch die Beobachtungen, die Museumsdirektor Dr. Hemprich, Halberstadt, mit der Fundrute auf der Roßtrappe gemacht hatte.

Auf der Hochfläche der Dehmer Burg sprach Prof. Fr. Langewiesche, Bünde, amtlicher Vertrauensmann für Bodenaltertümer, von der Wichtigkeit der Laienforschung, denn auch die Dehmer Burg ist durch einen Laienfreund der Vorgeschichte entdeckt worden. Prof. Langewiesche erklärte die Bauart der Burg und ihre Lage im Gelände.

Bei der Wittekindsburg, in der Prof. Langewiesche selbst sehr erfolgreiche Grabungen vorgenommen hat, wies er vor allem auf das Häverstedter Tor in der Wallmauer der Nordseite hin. Dieses Tor ist ein Meisterwerk der Festungsbaukunst alter Zeiten. Die Kapelle „Magarethenklus", die noch heute innerhalb der Umwallung steht, Nachfolgerin einer älteren Klosterkapelle, beweist wohl mit Sicherheit, daß in der Burg ein germanisches Heiligtum gewesen ist.

In der Mittagspause trug Direktor Teudt seine Ansicht über germanische Burgen und Ringwälle vor. Die Verneinung einer großen Zahl von Denkmälern und Bodenfunden aller Art in der frühmittelalterlichen Zeit ist einer der verhängnisvollsten Fehler unserer Archäologie gewesen. Jetzt wird von allen Seiten daran gearbeitet, diesen Fehler wiedergutzumachen. Auch dieser Fehler beruht auf dem Vorurteil gegen das Können

[1]) Dieser Vortrag, wie alle übrigen wichtigen Vorträge der Tagung, folgt im Anschluß an den Tagungsbericht in diesem und im nächsten Heft. Wir bringen die Vorträge im Wortlaut auf vielseitigen Wunsch.

und die Kultur unserer Alten, auf der Nichtbeachtung der Vererbungslehre und der Nichtberücksichtigung der Kulturvernichtung zur Zeit Karls des Großen. Daß man diese drei Dinge nicht in Rechnung gestellt hat, mußte unsere Wissenschaft auf einen falschen Weg führen. Was uns zunächst an einer klaren Erkenntnis gehindert hat, ist die verschwommene Chronologie. Ein zweites Dogma, dem zuliebe so manche Burg erst fränkisch, nicht schon vorfränkisch sein soll, ist die Verwendung des Kalks beim Wallbau. Jetzt aber fangen namhafte Wissenschaftler an, Burgen und Ringwälle wesentlich früher anzusetzen, als es bisher geschehen ist. Um das zu belegen, verliest Direktor Teudt einige Sätze aus einem Aufsatz von Dr. K. H. Jacob-Friesen, Erstem Direktor des Provinzial-Museums und Landesarchäologen zu Hannover, „Die Cheruskerburg auf dem Gehrdener Berge".

„Noch im Jahre 1924 schrieb Karl Schuchhardt in seiner ausgezeichneten Zusammenstellung „Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen", daß sich im ganzen Norddeutschen Flachlande bis zum Rande des deutschen Mittelgebirges keine Burg fände, die auch nur bis in die römische Zeit zurückginge, erst bei Detmold, Göttingen und Kassel träten die ersten solcher Burgen auf. Auf Grund unserer Gehrdener Ausgrabungen müssen wir diese Anschauung ändern ... Es sind also schon jetzt eine ganze Reihe von Burgen, die wir mindestens in die augustische, wenn nicht in eine noch fühere Zeit zu verlegen haben, und kommende Untersuchungen werden diese Liste noch bedeutend erweitern. In seiner neuesten Veröffentlichung ‚Die Burg im Wandel der Weltgeschichte' verweist Schuchhardt auch schon eine Reihe von Burgen in die augustische Zeit, und zwar außer der Grotenburg bei Detmold die Babylonie bei Lübbecke und die Wittekindsburg an der Porta im Wiehengebirge, das Rammer Lager östlich der Porta im Wesergebirge und die Düsselburg westlich vom Steinhuder Meer."

Die neue Zeitansetzung ist schon ein Fortschritt, über den wir uns freuen, aber wir nehmen noch Anstoß an der Bezeichnung „augustisch". Weshalb sollen wir Dinge aus unserer eigenen Vorgeschichte mit fremden Namen bezeichnen? Wäre es nicht endlich angebracht, eine Bezeichnungsfolge wie etwa diese anzustellen:

vorgermanisch:	Steinzeit	—	3000
urgermanisch:	3000	—	2000
frühgermanisch:	2000	—	700
altgermanisch:	700	—	0
(hoch)germanisch:	0	—	400
spätgermanisch:	400	—	800
nachgermanisch:	seit 800		

Direktor Teudt unterzieht dann den Schuchhardtschen Begriff der Burg einer kritischen Betrachtung. Eine Burg ist nach Schuchhardt ein befestigter Wohnsitz oder zumindestens ein Zufluchtsplatz für Notzeiten. Daß die germanische Burg nicht ein dauernder Wohnsitz gewesen ist, hat Schuchhardt selbst an manchen Beispielen erhärtet (Grotenburg und Kleiner Hünenring bei Detmold). Teudt gab den Verteidigungscharakter ohne weiteres zu, aber es sei die Frage, ob diese Plätze von Hause aus als Plätze für die Verteidigung, als sogenannte Fluchtburgen anzusehen waren. Die Wittekindsburg sei militärisch äußerst ungünstig angelegt. Sucht man nun nach einem anderen Zweck, so muß man in erster Linie an die Bedürfnisse des Kultes denken; die Umgebung der Kultstätte ist dann der erste Anfang dieser

Wälle gewesen. Und für eine solche Stätte ist der Berg hervorragend. Auf einen Kultplatz deutet die Kapelle. Es ist Raum da für die Bedürfnisse des Kultes. Von diesem Gesichtspunkt aus ergibt sich auch das Verständnis für die Gestalt dieser Burg. Selbstverständlich, und das muß immer betont werden, da die Wälle nun einmal da waren, wurden sie im Notfall auch den Zwecken der Verteidigung dienstbar gemacht. Wesentlich ist lediglich die Frage, ob die erste Wahl des Platzes unter militärischen oder kultischen Gesichtspunkten erfolgt sei.

Am Kaiser-Wilhelm-Denkmal entwickelte General a. D. Haenichen seine Ansicht über den Verlauf der Römerkriege und insbesondere über die Schlacht bei Idisiaviso, deren Schauplatz nach seiner Meinung auf dem Gelände am rechten Weserufer an der Porta zu suchen ist.

Über den geologischen Aufbau der Landschaft unterrichtete in klarer, leicht faßlicher Weise Studiendirektor Schmidt, Minden.

Im Kurhaussaale hielt am Abend Studiendirektor Dr. Beyer, Bad Oeynhausen, den Hauptvortrag der Tagung: er sprach an Hand von Lichtbildern über neue Wege der germanischen Altertumskunde.

Zu den Führungen am Donnerstag, dem 19. Mai, hatte sich eine noch weit größere Teilnehmerschar eingefunden als Tags zuvor. Die Fahrt ging zunächst zum Sandmannshof, auf den Studienrat Pauckert, Bad Oeynhausen, aufmerksam gemacht hatte. Direktor Dr. Beyer gab eingehende Auskunft über seine Forschungen auf diesem und um diesen Hof. Die Untersuchungen sind z. Z. noch nicht abgeschlossen, lassen aber schon jetzt erkennen, daß es sich hier um eine höchst bedeutsame Entdeckung handelt.

Von Süden her senken sich nach Bad Oeynhausen hinunter ins Tal der Werre die Hügel- und Höhenzüge der Lohe, einst stark bewaldet und dünn bevölkert in uralter Streusiedlung, wie sie für unser ganzes Gebiet seit Urväter Tagen ein wesentliches Kennzeichen ist.

Oben auf der breiten Fläche zwischen Siekertal und der Gohfelder Schweiz, auf der Höhe, die seit alters „ufm Plasse" und „ufm Nienhagen", „ufer Burg" heißt, siedelt seit Jahrhunderten die Sippe der Sandmann. „Ufm Gerichtstie" wird nach der Erinnerung eines Alten vom „Wittel" die Höhe genannt, und die Sprachkunde sagt uns, daß solche Benennung seine Richtigkeit hat, denn der Sandmann ist in germanischer Zeit ein vom König ernannter Gerichtsherr, ein „warzago", ein „veridicus", der zu entscheiden hat über „Todtschlag, Verstümmelung, Nothzucht, Heerwerk, Verwundung, Feldscheide, größere Seelengaben und unrechtmäßige Festhaltung". Im zähen Festhalten am Altüberlieferten lebt in der Familie noch heute die Gewißheit: „unsere Vorfahren sind Amtmänner und Oberamtmänner gewesen", und nicht blinder Zufall wird es sein, daß das prächtig geschnitzte Tor des Hauses außer wertvollen Sinnzeichen den Spruch trägt: „Dis Haus bewahre Gottes Schahr Fur allen Unluck und Gefahr, Uns segne Jesus Gottes Lam Und mach uns zum Himmels amdtmann."

Der Hof hat die Nr. 13 in der Zahl der Siedlungen der Gohfelder Gemeinde, ist demnach kein Urhof und erst besiedelt, als man sich entschloß oder entschließen mußte, den Grund und Boden der Gemeinheit aufzuteilen. Wann geschah das? Wir wissen's nicht, werden es vielleicht auch nie erfahren!

Und noch ein anderes Geheimnis birgt der Hof: unter einer prächtigen Eichengruppe im Innern des Hofes liegen regellos zerstreut mächtige Findlingsblöcke, Zeugen aus einer Jahrtausende zurückliegenden Zeit. Was sollen diese Riesenbrocken hier? Wie kommen sie hierhin? Welch Rätsel harrt hier der Lösung?

Auf die Spur einer Erklärung bringt uns das, was wir bereits festgestellt hatten und was uns Herr Fleßner, der Besitzer des Hofes, erzählt: eine Hunderte von Metern umfassende Mauer aus diesen und anderen Granit- und Sandsteinriesen hat er selbst vor Jahrzehnten in ihren ihm hinderlichen Resten zerstört. Wir schreiten mit ihm die ursprüngliche Richtung und Linienführung der Mauer ab und stoßen da auf einen in der Erde steckenden Findling einer Mauerecke, dort auf ein Paar mächtiger Steinbrüder am „Feldtor", dort auf einen anderen Block, der einer neuen Mauer als Grundlage dient, und wir stehen dann an der Ostecke, die mit ihren 15 noch ragenden Findlingen Form und Gestalt der ursprünglichen Mauer erkennen läßt und Fleßners Angaben vollauf bestätigt. Aber noch ist das Rätsel nicht gelöst, das uns hier Landschaft und Überlieferung ihrer altangesessenen Siedler aufgibt.

Direktor Teudt knüpfte, Beyers Ausführungen ergänzend, an seine Sätze von dem Ortungsbrauch in germanischen Landen an und brachte weitere, einleuchtende und auf gründlicher Untersuchung fußende Beispiele aus Schlesien (Zobten) und dem Sauerland (Astenberg).

Am Wittekindstein sprach wiederum Dir. Dr. Beyer im Namen des durch Krankheit am Kommen verhinderten Studienrats Edmund Weber, Spandau, eingehend über das Rätsel, das diesen von der Heimatforschung so stiefmütterlich behandelten Stein umschwebt. Einige Mitteilungen des Herrn Pastor Brünger aus der Kirchenchronik Exter zeugten davon, daß man bereits in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten sich der Bedeutung dieses schönen Denkmals bewußt war.

Die Mittagsrast in Kalldorf gab Gelegenheit zur zwanglosen Aussprache, in deren Verlauf auch flüchtig einmal die politische Hochspannung unserer Tage sich entlud und erregte Gemüter bedauerlicherweise jäh aufeinanderplatzen ließ. Wir sind überzeugt, daß die so gut gemeinten Worte eines unserer Freunde, die diesen „Zwischenfall" auslösten, in ruhigeren Zeiten ein anderes Gehör gefunden hätten und in ruhigeren Zeiten auf beiden Seiten in der Erinnerung auch wieder verblassen werden hinter all dem Erhebenden, was diese Tage gebracht hatten und noch bringen sollten.

Der fein durchdachte und trotz seiner Kürze einen solch umfassenden klaren Überblick über vorgeschichtliche Kultur und Siedlung in Minden-Ravensberg gebende Vortrag des Herrn Rektor Meise, Bielefeld, zog die Gedanken bald wieder in andere Bahnen und füllte Herz und Sinn wieder mit gern gehörten Klängen aus vergangenen Tagen.

Zum Abschluß der Führungen im Lipperland ließ im heiligen Haiberghain, unter den Wipfeln ragender Kiefern und mächtiger uralter Eichen, auf geweihtem Boden Herr Lehrer Meier-Böke, Hohenhausen, seine von tiefer Heimatliebe durchdrungenen Worte in den Wald erklingen. Seine zu Herzen gehenden Ausführungen wird kein Freund germanischer Vorgeschichte je vergessen können.

Die wertvolle Tagung beschloß die Besichtigung des Jordansprudels, des gewaltigen, einzigartigen Naturwunders von Bad Oeynhausen, und viele unserer Freunde ließen es sich nicht entgehen, die von den Jungdeutschen Schwesternschaften veranstaltete, kulturell so bedeutsame Westfälisch-Lippische Trachtenschau unter Führung von Frau Oehls, Minden, zu besichtigen.

Die Schlußsitzung im Kurhaus gab Gelegenheit zu einer regen Aussprache über die Eindrücke der Tagung und über Vorschläge und Wünsche hinsichtlich des weiteren Ausbaues der Vereinigung.

Am Freitag, dem 20. Mai, fuhren die Teilnehmer zum Teutoburger Wald, um unter Führung von Wilhelm Teudt und Oberstlt. a. D. Platz die heiligen Stätten der Osningmark zu besuchen. Die in Bad Oeynhausen zurückbleibenden Freunde hörten sich den fesselnden Lichtbildervortrag von General a. D. Haenichen über die Varus- und Germanicuskämpfe an.

So brachte die Tagung allen eine Fülle reicher Anregungen [2]).

Das Elstertrebnitzer Bild.

Von Direktor Wilhelm Teudt, Detmold.

Ein wunderbares Bild! Es ist nahezu unbekannt. Professor Erich Jung erwähnt es ohne Wiedergabe auf Seite 329 seines Buches „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit" (1922 Lehmann, München) und verweist als Quelle auf die „Bau- und Kunstdenkmäler des Königsreichs Sachsen" (Dresden, Meinhold & Söhne 1891), wo sich Seite 20 eine dürftige Strichzeichnung findet. Mir wurde das gute Lichtbild durch Herrn Wieck-Oldenburg freundlichst übersandt.

Der Text zu dem Bilde lautet bei dem Bearbeiter der „Bau- und Kunstdenkmäler", Bergner, wie folgt:

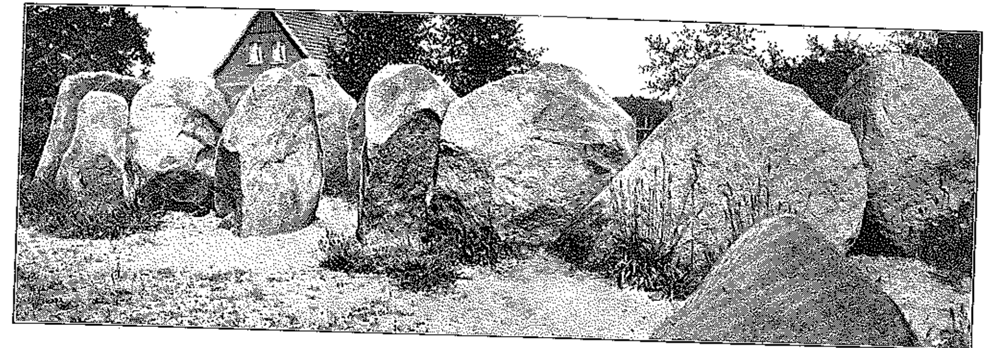
„Kirche, auf der Stelle einer romanischen völlig neu erbaut 1840—41. Dem romanischen Baue gehört das bis vor kurzem über der westlichen Pforte eingemauerte Bogenfeld an. (Fig. 5. Das Bogenfeld ist im Herbst 1891 dem Museum des K.S.-Altertumsvereins übergeben worden.) Es zeigt in flach erhabener, derb einfacher Arbeit auf durchaus ungewöhnlich gebildetem Untersatz das unbärtige Brustbild des schwörenden Herrn mit der durch A und O (mit Beziehung auf Offenbarung Johannes XXII, 13), gekennzeichneten heiligen Schrift, umgeben von einem Palmbaum (Lilie?) und dem Cruzifixus, seitlich einen eine Palme (Lilie?) darreichenden Heiligen (Märtyrer?) und eine kniende weltliche, anbetende Gestalt; in den Ecken eine Rosette (Rad?) und einen Vogel. Mit Sicherheit vermag der Bearbeiter diese Gestalten und Zeichen nicht zu deuten. Die Palmen (Lilien?) finden sich in ähnlicher Gestaltung auf einem Bogenfeld der Schloßkirche zu Wechselburg (Heft XIV, S. 107). Das Bogenfeld gehört zu den ältesten und kunstgeschichtlich wertvollsten im Lande erhaltenen romanischen Kunstwerken; wohl vom Ende des 11. Jahrhunderts." —

Der Bearbeiter der „Bau- und Kunstdenkmäler" hat also diesem Bilde ratlos gegenübergestanden. Erich Jung aber weist schon unter Bezugnahme auf zahlreiche Beispiele auf die wichtige Tatsache hin, daß das Zeichen der Lilie als etwas Dämonisches, dem Christentum Feindliches

[2]) Bitte an unsere Leser: Die Presse hat in weitem Umfang über die Tagung berichtet.

Wir bitten alle unsere Freunde, die Berichte über die Tagung zu Gesicht bekommen, sie mit genauer Angabe der betr. Zeitung und je einer Nummer einzusenden an Studienrat Suffert, Detmold, Hermannstr. 11, und Studiendirektor Dr. Beyer, Bad Oeynhausen, Hindenburgstr. 22.

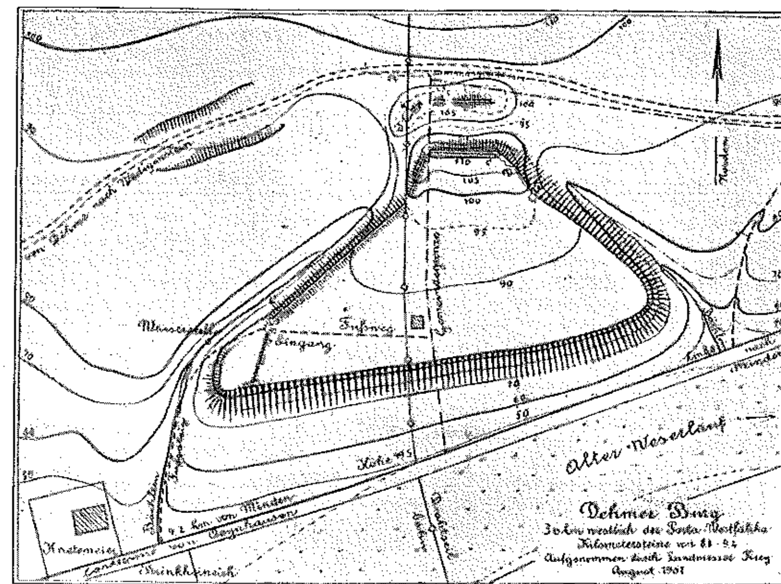
Aus den vielen Zuschriften, die uns von allen Seiten zugegangen sind, bringen wir nur in aller Kürze folgenden Auszug: „Ich kann Ihnen nur versichern, daß meine Freunde und ich hochbefriedigt von der Tagung heimgekehrt sind. Dankbar empfanden wir vor allem die vorsorgliche, umsichtige Organisation, die die volle Hingabe an die gebotenen Eindrücke erst ermöglicht hat. Bei der Verarbeitung und Weitergabe all der Eindrücke schwingt immer ein wenig Festfreude mit. Ihr schönes Bad und seine reiche Umgebung sind uns unverlierbares Heimaterlebnis geworden."



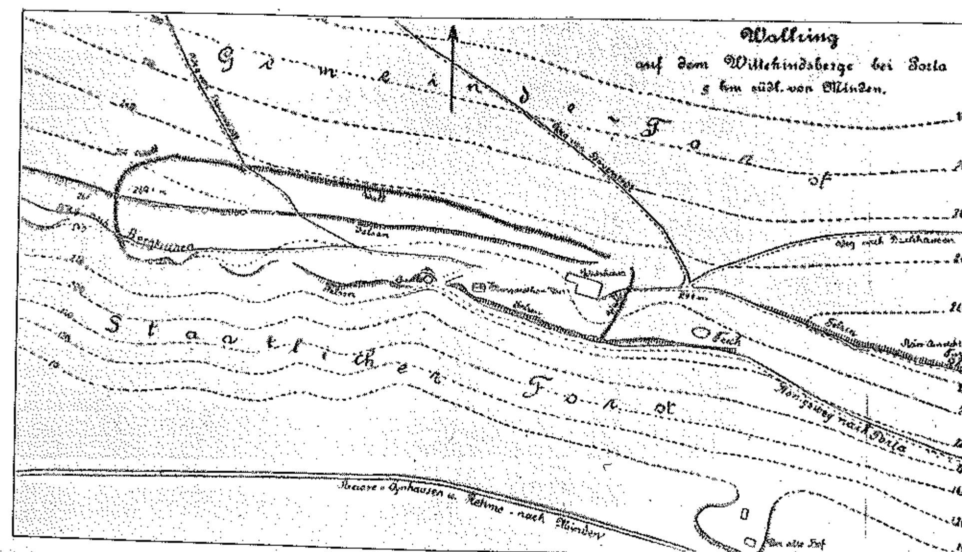
Das Werster Steinkammergrab. Aufnahme W. Hieke.



Das Bild von Elstertrebnitz. Wieck, Oldenburg.



Die Dehmer Burg.

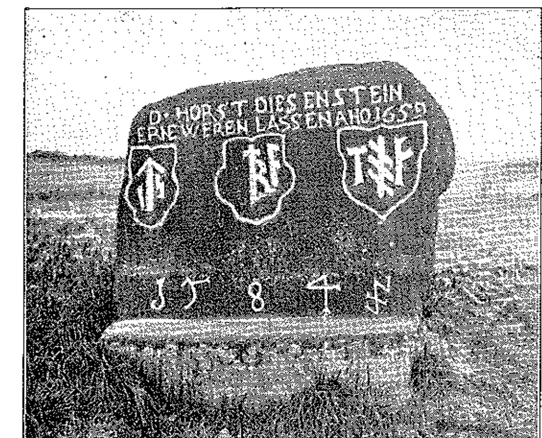


Die Wittekindsburg.



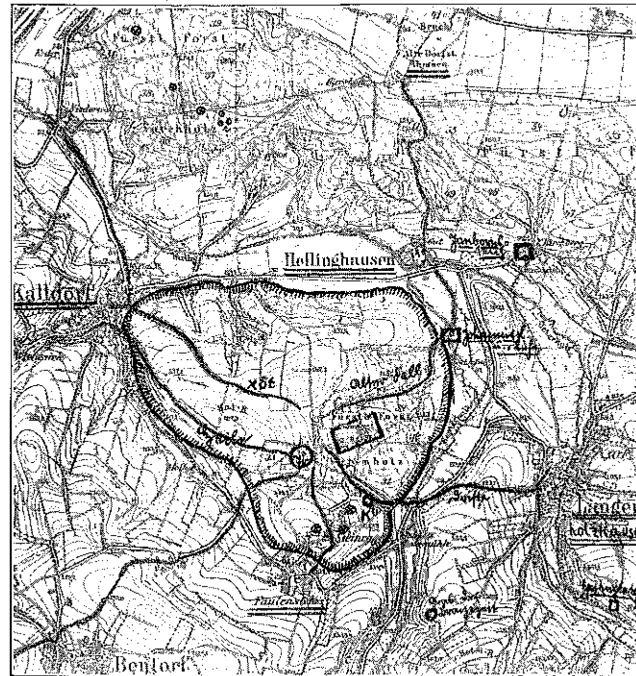
Rest der Findlingsumhegung, Hof Sandmann.

Aufnahme H. J. Zipf.



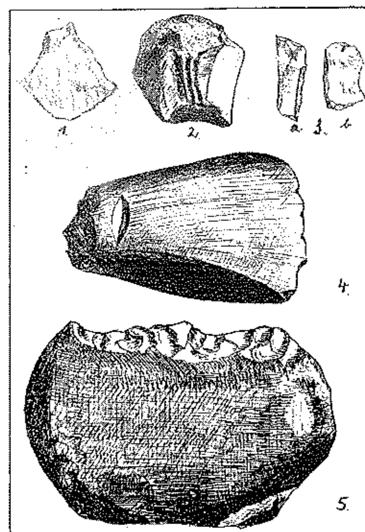
Der Wittekindstein
im Solterwisch im Tale der Salzequelle, südlich von Bad Oeynhausen.

Aufnahme H. J. Zipf.



Der heilige Hain am Haiberg (Lippe)

Meier-Böte.



Funde vom Haiberg.

Meier-Böte.

empfunden wurde und daß aus allerlei Anzeichen die vorchristliche Herkunft des Liliensymbols zu schließen sei. Er schreibt (a. a. O. S. 230 f.): „Die Kerzen oder Lilien, die neben das Kreuz gestellt sind, haben ganz sicher eine bestimmte Zauberbedeutung; es erhebt sich dieselbe Frage wie in Schwertsloch; bedeutet die Lilie das Licht des Himmelsgottes oder seine etwas verhehlte Rune?"

Nachdem in dem aufgerichteten Thronsessel der Kreuzesabnahme an den Externsteinen die einstige Form der Irminsul und in der Lilie eine Abwandlung und Weiterbildung dieses Symbols erkannt ist, wird uns die ganze tiefe Bedeutung des Elstertrebnitzer Bildwerkes offenbar. Es belehrt uns über die Wesensart eines schon vor Bonifatius und Karl eingedrungenen und noch ziemlich lange nachwirkenden Christentums, dem die altgermanische Tugend der Duldsamkeit noch nicht fremd geworden war, wie im späteren Mittelalter. Das Bild bedeutet die eindrückliche und erschütternde Predigt von dem Glauben eines Künstlers, daß Gott sein Antlitz in allumfassender Gerechtigkeit denen zuwende, die sich verehrend ihm nahen, sowie von der Seelenverfassung des damaligen christlichen Bauherrn, der dem Bilde einen Ehrenplatz über der Turmtür seines Gotteshauses gestattete.

Auf diesem Bilde erhebt Gott — einerlei ob man in ihm den Allvater oder den Gottessohn erblicken will — seine Segenshand über den Anhänger des neuen Glaubens, dem der Cruzifixus als heiligstes Sinnbild seiner Erlösung gilt und der bereit ist, Gottes Weisungen aus der Bibel entgegenzunehmen. Gott erhebt aber auch seine Hand über den, der altgläubig an der Irminsul als einem Sinnbild der alles tragenden Gottheit festhält und sich ihren Segen durch irgend ein ihr entgegengebrachtes Naturopfer erbittet.

Die Charakterisierung der beiden Religionen ist so eindrucksvoll wie nur möglich. Die unparteilich gleichartige Einteilung und Behandlung der beiden Hälften des Bildes, vor allem aber die genau gleiche Höhe, in der das Kreuz auf der einen Seite und die Irminsul auf der anderen Seite zur Darstellung gebracht ist, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es sich nicht um ein einseitig aus christlichem Geiste heraus gewachsenes Bild handeln könne; denn in der christlichen Kirche gibt es neben dem Gekreuzigten kein anderes Zeichen, das mit gleicher Ehre und in gleichem Ansehen daneben gestellt werden könnte.

Es treten weitere unmißverständliche Kennzeichnungen der beiden Religionen hinzu: Rechts das dem Christen entgegengehaltene Schriftwort sowie die Taube als Sinnbild des heiligen Geistes; links das fünfteilige Sonnenrad und die keines Schriftwortes sich bedienende Schwurhand Gottes.

Wenn uns so der große Grundgedanke dieses Bildes, der geradezu auf eine Gleichberechtigung des alten und des neuen Glaubens hinausläuft, in voller Klarheit entgegentritt, so bleiben in kleineren Zügen noch Rätsel zu lösen übrig. Denn wir haben eine aufs sorgfältigste durchdachte Darstellung vor uns, in der es nichts Bedeutungsloses gibt. Das merkwürdige, ebenfalls lilienähnliche Gebilde, das von dem Altgläubigen der Gottheit dargebracht wird, dürfte als Opfergabe zu deuten sein. Auffällig ist, daß es nur 5 Stufen sind, die zum Himmelstor führen, anstatt 7 nach Hesekiel 40,22. Es bedarf weiterer Aufhellung der germanischen kultischen Gebräuche, um zu erkennen,

warum wir auf der linken Seite, aber nicht auf der rechten Seite die *priesterliche Tracht* sehen. Am wenigsten braucht uns dabei der Heiligenschein zu stören, da der Heiligenschein (gloria, nimbus, aureola) *nicht altchristlich*, sondern *von den indogermanischen Völkern* (Indern, Persern, Römern) *und Ägyptern* erst vom 4. Jahrhundert an durch das Christentum übernommen ist. („Servius zum Virgil Aen. II; 616: nubes divina est enim fluidum lumen, quo deorum (II, 587 vel imperatorum) capita cinguntur, sic enim pingi solent" Herzogs Enzyklopädie 1879, V., 713). Es ist nicht unmöglich, daß zur Zeit der Entstehung des Bildes die priesterliche Kleidung auf *germanischer, nicht auf arianischer oder iroschottischer Seite* zu finden war. Hierher gehört, was uns Tacitus (Germania 43) zu berichten weiß: „Bei den Nahanarvalen wird ein Hain gezeigt, in dem religiöse Bräuche der Vorzeit lebendig sind; *ein Priester in weiblicher Tracht* hat den Vorsitz."

Mit dieser Einführung der *Iroschotten* in unsere Erwägung beschreiten wir, wie mir scheint, den einzig möglichen Weg zu einer *Erklärung der Bedeutung dieses Bildes und seiner ideellen Entstehungszeit.* Denn ohne sie, und als erst ihr Geist durch *Bonifatius-Winfried* und den Westfrankenkönig *Karl* ausgetilgt war, hätte *nie und nimmer* noch ein Bildwerk wie dieses entstehen und an einer Kirche angebracht werden können.

Schon vom 4. Jahrhundert an, vielleicht noch früher, war die christliche Gedankenwelt in arianischer Fassung durch die Goten und dann durch die Langobarden nach Germanien gekommen. Hiernach erschienen von Nordwesten her die *von Rom unabhängigen iroschottischen Boten des Christentums.* Von den Iroschotten wissen wir es mit Bestimmtheit, daß sie nicht nur wegen ihrer Hingabe und ihres vorbildlichen Wandels, sondern auch um deswillen Einlaß und freundliche Aufnahme in Germanien fanden, weil sie es verstanden, die *gemeinsamen Urwahrheiten beider Religionen* (bishin zu einem „*Baldurchrist*") aufzuweisen und damit der *altgermanischen Tugend der religiösen Duldsamkeit* Rechnung zu tragen. Aus einer solchen Gedankenwelt, und nur aus einer solchen, konnte das *Elstertrebnitzer Bild* erwachsen.

Vom 8. Jahrhundert an wurden die zahlreichen iroschottischen Kirchen Germaniens hauptsächlich infolge der ebenso geschickten als gewalttätigen Wirksamkeit *Winfrieds*, eines Angelsachsen, allmählich in die Oberhoheit Roms übergeführt. Die von Winfried vorgefundenen Kirchen waren zu einem Teile auch *Steinkirchen, die der Bildwerke nicht ermangelten.* Diese blieben und gingen dann auch in die nachfolgenden Bauten über, so daß einige bis in unsere Zeit hinübergerettet sind. Dasselbe gilt von den *unmittelbar aus „heidnischen" Bauwerken und Tempeln stammenden Bildwerken*, wozu E. Jung auf K. Simrocks Worte hinweist (Deutsche Mythologie S. 519): „Wo christliche Kirchen an die Stelle heidnischer Tempel traten, pflegte man, was sich von Götterbildern noch unzerschlagen erhalten hatte, außen einzumauern, wohl um den Sieg des Christentums zu veranschaulichen." Wo Menschen- und Tierköpfe als fratzenhaft gehalten und hinter der Kanzel angebracht waren, mußten sie die durch die Predigt vertriebenen bösen Geister bedeuten. In zahlreichen Fällen finden sich *die altgermanischen Vorstellungen und Mythen auch in den Ornamenten der Säulen, Taufsteine, Kanzeln usw.* und waren entweder in die christlichen Vorstellungen verwebt oder stellten sich auch in verblüffender Reinheit dar, — und zwar geschah das *noch jahrhundertelang.* Bei alledem wirkte natürlich bei fortschreitender Zeit die Unkenntnis der ursprünglichen Bedeutung der Sinnbilder mit. So war der vielleicht noch altgläubige Künstler in der Lage, seine Gedanken unterzuschieben.

Der Bearbeiter der „Bau- und Kunstdenkmäler" meint ohne weitere Begründung, daß das Bild gegen Ende des 11. Jahrhunders entstanden sei, wahrscheinlich nur wegen des „romanischen" Rundbogens und aus Scheu, Bildwerke einer früheren germanischen Kunstbetätigung zuzuschreiben. *Der Rundbogen ist aber ein uraltes Symbol des Sonnenlaufes.* Auch im übrigen sind sachliche Gründe für eine so späte Datierung unerfindlich. Weder unser kunstgeschichtliches Wissen, noch unsere Kenntnisse über die technischen Fähigkeiten des frühen Mittelalters reichen hin, um etwas Bestimmtes darüber auszusagen, ob dieses Bild schon im 5. oder erst im 11. Jahrhundert entstanden sein mag. Am *sichersten* werden wir noch geführt, wenn wir es *als aus der Zeit stammend ansehen,* zu der *noch in Thüringen und den jetzt obersächsischen Ländern die versöhnliche Christianisierung des Arianertums und Iroschottentums Geltung hatte.*

Die *große Bedeutung des Elstertrebnitzer Bildes* liegt nicht in dem unmaßgeblichen religiösen Werturteil eines einzelnen Künstlers der vergangenen Zeit. Es hat seinen *hohen Wert als ein einzigartiges oder als das eindrückliche geschichtliche Zeugnis dafür, daß es vor der späteren, das ganze Mittelalter beherrschenden alttestamentlichen Unduldsamkeit eine Zeit gegeben* hat, in der der *Wettstreit zwischen dem alten und dem neuen Glauben* sich auf der Plattform einer *hochsinnigen Gewissensfreiheit* abspielte, wie sie *allein dem Geiste des Urchristentums entspricht.*

Neue Wege der germanischen Altertumskunde.

Von Studiendirektor Dr. *Beyer*, Bad Oeynhausen.

Weltwende ist das Losungswort unserer Zeit, das erschütternde Zeichen und Erlebnis unserer Tage.

Diese Zeitwende hat gerade unser Volk hineingerissen in einen Strudel brennendster Not, diese Schicksalswende hat uns einen Tiefstand, einen Niedergang unseres völkischen Seins gebracht, wie er kaum je in der Geschichte erlebt wurde.

Und diese friedlose Zeit der politischen, sozialen und religiösen Wirrnis, diese Zeit der Verneinung und Verwilderung aller kulturellen, insbesondere sittlichen Begriffe, in der ein großer Teil unseres Volkes sich hemmungslos dahingibt einem geradezu wahnwitzigen Taumel in artfremde und artzersetzende Daseinsformen, diese *Zeit des Zusammenbruchs* läßt uns gleichzeitig auch wieder eine andere Wende, einen *Wandel erhebender Art* erleben: den *Umschwung des Urteils über unsere germanischen Vorfahren*, an das unser ganzes Volk jahrhundertelang gewöhnt und gewöhnt *worden* war.

Ein Teil unseres Volkes, wenn auch nur ein verhältnismäßig geringer, ist doch heute schon zu der für uns als Einzelwesen und für die Gesamtheit unserer Volkheit unentbehrlichen Einsicht und Besinnung auf sich selbst gekommen und hat den Weg zurückgefunden zu dem *lebendigen Quell*, aus dem allein *von Urzeiten her unerschöpflich die Kraft sprudelt*, die uns unseres Daseins Gesetze und unseres Lebens Ziel schafft und formt, wie es unserer Art entspricht.

In tiefster Seele regt sich in uns ein „Gefühl der Verbundenheit mit dem, was längst verrauscht ist", aus tiefster Seele drängt die „Sehnsucht nach unserer Ahnen Welt in grauer Vorzeit".

Mit um so größerem Befremden erkennen wir das falsche Bild, das uns Wissenschaft, Kirche und Kunst von dem Wesen unserer leiblichen und geistigen Ahnen seither gezeichnet hatte. Und mit um so tieferem Schrecken übersehen wir „das Verhängnis einer Fehlentwicklung" unserer Kultur, die solche Irreführung verursachen mußte.

Ist nicht im allgemeinen auch heute noch über die Germanen etwa folgende Anschauung verbreitet: kulturlos sind diese Menschen gewesen, ein wohl gesundes, lernfähiges Naturvolk, aber so etwas wie blonde und blauäugige und weißhäutige Australneger. Kultur hat dieses Volk erst gelernt von den Römern oder den Griechen oder den Kelten, seinen Nachbarn, und zu einem Kulturvolk ist es erst geworden durch das Heil und die Segnungen, die die Herrschaft der römischen Kirche ihm brachte.

Muß sich nicht unser allerinnerstes Empfinden aufbäumen, wenn immer und immer wieder versucht wird, unsere Ahnen, deren Blut in unseren Adern rollt, deren Erbgut in uns lebendig ist und wird, wenn man diese Ahnen als „Wesen auf niederster Stufe mit ursprünglichen Raubtierinstinkten" hinstellen will?

Und doch ist es zu erweisen und ist bewiesen, daß unsere germanischen Altvordern ein Kulturvolk gewesen sind schon Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, ein Volk mit hoher geistiger Veranlagung, ein Volk, das seines Daseins Zweck und Aufgabe erfüllte seiner selbst bewußt und seinem Wesen angemessen, auf allen Gebieten der Kultur, der Gotteserkenntnis, der Kunst, der Wissenschaft, der sittlichen und rechtlichen und staatlichen Einrichtungen.

Ich betone: seinem eigenen Wesen angemessen, artgemäß, blutgemäß: unser Ahnenvolk lebte eine Eigenkultur, die freilich anders geartet war als die der Völker des Mittelmeeres und des Orients. Sie mußte anders geartet sein, denn das Volk, das sie trug, unterschied sich — wie heute noch seine Enkel — durchaus von den übrigen Völkern in seinen geistigen Anlagen und Neigungen, und andere Bedingungen waren für sein Leben Richtung gebend und formend.

Es ist ein Irrtum, ein Irrweg, wenn man immer noch und immer wieder behaupten will, daß das wertvolle Gut in unserer heutigen Kultur aus dem stammt, was unseren Vätern aus der Fremde gebracht, von ihnen aufgenommen und von ihnen verarbeitet wurde, was, eingefügt in die Bahn ihres blutbedingten geistigen Schaffens, die Entwicklung unseres Volkstums begünstigt und zu höheren Stufen erst ermöglicht und geschaffen habe.

Wir streiten gewiß den Wert solcher in unseren Lebenskreis eingedrungenen Kulturgüter nicht ab, wir sind aber überzeugt, daß die im Gefolge solcher Beimischungen bewirkte Entfremdung von den Wurzeln unseres Seins auch unermeßlichen Schaden angerichtet hat und daß das die Hauptschuld trägt an der „Zerklüftung und Zerspaltung unserer germanischen Blutseinheit und Kulturreinheit".

Deshalb unsere Sorge, unsere Aufgabe und unser Ziel: wie kommen wir wieder zum Urquell unseres Wesens, wie zerreißen wir den Schleier, der dicht und dunkel über die einstige stolze Germanenwelt gebreitet wurde?

Spärlich sind die schriftlichen Urkunden, und spärlich sind die sonstigen Zeugnisse, auf denen wir bauen, von denen wir unsere neuen Wege ausgehen lassen. Spärlich nicht nur im Vergleich zu dem, was die Vergangenheit anderer Völker aufzuweisen

hat, sondern spärlich schon an sich, denn was vorhanden war an Großem und Erhabenem, ist der Vernichtung anheimgefallen, vergangen auf natürlichem Wege, oder zerstört durch Menschenhand, absichtlich oder unbedacht.

Dem ungeachtet hat in mühseliger, jahrzehntelanger Arbeit die Einzelforschung der Altertumswissenschaft, insbesondere die Spatenwissenschaft und die Sprachwissenschaft das Einzelwissen vom germanischen Altertum soweit geklärt, daß wir heute in der Lage sind, einen bedeutsamen Schritt vorwärts zu tun in die Erkenntnis des Menschentums unserer Vorfahren, daß uns eine Ahnung aufgeht, wes Geistes Kind die Leute gewesen sind, die in Schöpfungen mancherlei Art die Spuren ihres Daseins im Schoße der Mutter Erde hinterlassen haben.

Und darüber hinaus haben wir auch schon gelernt oder müssen es lernen, uns die Erkenntnisse zu eigen zu machen und auszuwerten, die die Wissenschaft der Vererbung in den letzten Jahren erschlossen hat: unvergängliches Erbgut aus den Ahnenzeiten her ist in uns lebendig geblieben, und wir selbst als ihr lebendiges Erbgut sind dazu berufen, für sie zu zeugen.

Es ist Tatsache geworden und eine Gewißheit, an der es für uns nichts mehr zu deuteln gibt, daß die für eine hohe Kultur grundlegenden und erforderlichen Geistesgaben, die Willenskraft, die Eigenschaften des Gemütes, Anlagen und Neigungen der Seele schon bei den Germanen der Frühzeit, der vorgeschichtlichen Zeit, der als Heidenzeit so übel beleumdeten Zeit einer artgemäßen Gottesverehrung in gleichem Maße vorhanden gewesen sind, wie sie in der Zeit vom 9. Jahrhundert ab bei den germanischen Völkerschaften zu Tage liegen.

Man hat allzu eilfertig vergessen und schnell vergessen zu machen verstanden, daß sich im Verlauf der Geschichte die großen germanischen Stämme nicht nur als Kultur- und Völkerdünger zerrieben, sondern sich die Welt erobert und die längst innerlich zusammengebrochene und faul gewordene Kultur der südeuropäischen Völker nicht nur zertrümmert, sondern auch neu belebt und erst wieder lebensfähig gemacht haben.

Es geht nicht an, wenn man nur so nebenbei beachtet, daß seit der Völkerwanderungszeit das ganze Mittelalter hindurch bis in unsere Tage hinein unsere germanische Welt der Menschheit nicht nur große und führende Geister geschenkt hat, sondern schlechthin führend gewesen ist.

Das ist in großen Zügen die neue Geschichtsauffassung, die noch lange nicht Allgemeingut der wissenschaftlichen Kreise, geschweige denn der breiten Masse des Volkes geworden ist.

Wir „Freunde germanischer Vorgeschichte" stehen auf solchem neugegründeten Boden, für uns gibt es kein Schwanken und Zagen, und wir scheuen auch nicht den Kampf, in den uns unvermeidlich eine solche Stellung, Stellungnahme und Einstellung hineindrängt.

Wer sind unsere Gegner in diesem Kampf?

Es sind einmal Vertreter der zünftigen Wissenschaft (nicht etwa die gesamte Wissenschaft), die ihren seither vertretenen Standpunkt nicht aufzugeben vermögen und die das auch gar nicht wollen, zum Teil überzeugt von der Unfehlbarkeit ihrer Auffassung und der Alleingültigkeit ihrer Methode. Begreiflicherweise und naturgemäß wehren sie sich gegen das Neue, das ja gewiß manchem von ihnen den Wert seiner Lebensarbeit erschüttern muß und oft in ein Nichts zerrinnen läßt. Das ist bitter, aber es sollte einen sich Wissenschaftler Nennenden nicht daran hindern, trotzdem verantwortungsbewußt der Wahrheit allein auch solch schmerzliche Opfer zu bringen.

Und unsere Gegner sind zum anderen alle die, die bedauerlicherweise *ihrem Volkstum* schon soweit *entfremdet* sind, daß sie von dessen Geiste keinen Hauch mehr verspüren und, ohne sich dessen vielleicht bewußt zu werden, gegen uns stehen.

Und unsere Gegner sind zum dritten die, denen es darum geht, *alles Deutsche auszumerzen*, fremdländisches und fremdrassiges, international vermanschtes Wesen zur Alleinherrschaft zu bringen, es sind die, die, getrieben von Haß und Neid, *fürchten, daß germanisch-deutsches Artbewußtsein sich neu belebt und erstarkt* und sich wieder soviel „Bewegungsfreiheit erkämpft, daß es alles ganz organisch an die Wand drückt und zermalmt, was ihm entgegensteht".

Wir fürchten diese Gegner nicht, sie alle nicht, versagen ihnen aber für die Zukunft jedes Wort der Entgegnung, wo sie es, wie es leider recht häufig geschah, an reiner und förderlicher Sachlichkeit fehlen lassen und sich zu *niedrigem Kampf persönlicher Verunglimpfung* hinreißen lassen. — —

Wir dürfen mit *Stolz* gerade darin die wertvollste Seite unserer neuen Geschichtsauffassung sehen: sie arbeitet durch ihre wissenschaftlich begründeten Erkenntnisse daran mit, daß unser Volk sich seiner *Volkheit*, seines *Volkstums*, seines *Eigenwertes* und seiner, andere Völker *überragenden Lebenskraft auf allen Zweigen der Kultur* mit voller Klarheit bewußt wird.

Wir müssen mit aller Schärfe und Deutlichkeit Verwahrung gegen die irreführende Behauptung einlegen, daß unsere Forschung betrieben werde ohne bewährte wissenschaftliche Grundlage, ohne kritische Methode, daß wir uns bewegen im Reiche der Phantasie und der Dichtung.

Wer der Wahrheit die Ehre gibt, wer sich bemüht, doch einmal ohne Vorurteil ein Bild von unserem Schaffen zu gewinnen, der muß zugeben, daß wir doch nur mit aller Behutsamkeit, aber aus eigenen neuen Voraussetzungen heraus an das uns von den Alten überkommene Kulturgut herangehen, daß wir das alles anders bewerten, daß wir andere Schlußfolgerungen ziehen, und endlich, daß wir versuchen, *neue Unterlagen* zu bringen, und solche ja auch bereits gebracht haben.

Darin also unterscheiden wir uns wesentlich von den Vertretern der alten Schule; aber man mache uns doch nicht etwa einen Vorwurf daraus, daß wir, unbefriedigt von der Art und dem seitherigen Ziel der Forschung, diese neuen Wege gehen. Wenn wir es offen bekennen, daß u. a. *Kossinnas* heißes Bestreben, *die deutsche Altertumskunde zu einer „hervorragend nationalen Wissenschaft"* zu machen, noch keineswegs zu dem erwünschten Erfolg geführt hat, so liegt darin unsererseits durchaus kein Vorwurf gegen irgendwelche einzelbeteiligten Wissenschaftler, am wenigsten gegen alle die verdienten Männer, die in strenger wissenschaftlicher Spezialarbeit uns Schritt für Schritt neue Erkenntnisse erbracht und damit wesentlich dazu beigetragen haben, die alte wissenschaftliche Geschichtsauffassung vom Germanentum zu überwinden.

Die von uns empfundene und festgestellte Unzulänglichkeit, die geringen Erfolge, die wir hier zu beklagen haben, die haben tiefere und allgemeinere Gründe, sie sind teilweise bereits kurz gestreift, und sie seien im folgenden zusammenhängend noch einmal etwas *eingehender beleuchtet*:

Seit mehr als tausend Jahren hat unser Volk nichts anderes gehört, gelesen und als unerschütterliche Wahrheit in sein Denken aufgenommen, als daß Gesittung und Bildung, Wissenschaft und Kunst, politisches, religiöses und rechtliches Leben

nicht aus eigener Art und eigenem Wesen sich entwickelt hätten, sondern der Berührung, der Einwirkung fremder Völker zu verdanken seien. Solches Wissen und solche Einstellung hat stets die verheerendsten Folgen gehabt, hat sich unbewußt auch bei solchen ausgewirkt, die ehrlich glaubten, dem innersten Wert unserer Volkskultur durch all den fremden Wust hindurch doch noch gerecht werden zu können.

Die seither allgemein übliche Art, wie man — beschwert durch den Mißglauben der Abhängigkeit von außen — germanische Altertumsfragen aufgegriffen und behandelt hat, konnte germanischem Sein nicht gerecht werden, da sie eben von Grund aus außerhalb des Eigenwesens und Eigenlebens unseres Volkes stand.

Wer macht sich denn — auch heute noch — irgendwelche Gedanken darüber, wenn man in einem Bericht über ägyptische und babylonische Ausgrabungen etwa zu lesen bekommt: mit tiefer Befriedigung stellen wir fest, daß die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft zu diesen Zwecken erhebliche Mittel zur Verfügung gestellt hat. Ist das noch naturgemäße art- und blutbedingte Einstellung?! Müßte nicht jedem deutschen Volksgenossen die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn er demgegenüber einmal bedenkt, *wie spärlich und kläglich die Geldmittel fließen für heimatliche Forschung, wie all den Tausenden von deutschen stillen Heimatforschern Schwierigkeiten über Schwierigkeiten erwachsen*, wenn sie es wagen, für ihre Belange bei den zuständigen Stellen Unterstützung und Verständnis oder Förderung zu erbitten und zu erflehen!! Wer weiß es denn, wieviel deutsche Geisteskraft, deutscher Entdeckermut und deutsches Lebensgut sich verzehrt um der Erforschung fremder Kulturen willen, seit Jahrhunderten, seit Jahrzehnten und heute noch täglich und stündlich?! Auf welche Irrwege ist unser wissenschaftliches Leben geraten, irregeleitet und befangen in einem krankhaften Wahn?!

Seit 32 Jahren wird in der *Oldenburg* bei Schleswig gegraben, ohne daß die Wissenschaft sich klar darüber ist, ob es sich um *Haithabu* selbst oder einen Hafen- und Fabrikort dieser den Handel vom 9. bis 11. Jahrhundert beherrschenden Wickingerstadt handelt.

In Trier sind die Ausgrabungen aus Mangel an Mitteln eingestellt, obgleich dort ein reicher Schatz aus unserer germanischen Vorgeschichte noch zu heben wäre. Dagegen konnte das Reich noch 1929 die Summe von rund 1 *Million Mark für Forschungen im Ausland* aufwenden!

Ja, es ist so: *Germanenforschung* steht auch *heute noch* — trotz Kossinna, trotz Schuchhardt und all den vielen, die ihren Fußtapfen folgen, — *tief im Schatten* gegenüber der Erforschung des orientalen und klassischen Altertums und der gesamten übrigen Kulturwelt. Wir verurteilen das, gewiß, aber wir begnügen uns nicht damit, wir gehen auch den *Gründen* nach, denn ohne das gibt es u. E. keine Heilung von solchem Wahn:

Auf der einen Seite winken dem Forscher die Erfolge, die seinen Namen über das ganze Erdenrund tragen, kaum beachtet und gering bewertet bleibt demgegenüber der *Erforscher und Entdecker auf heimatlichem Boden*.

Von den zahlreichen äußeren und inneren Gründen dieses Mißverhältnisses seien die wichtigsten hier genannt:

1. Die Kultur unserer Altvordern war in erster Linie *Holzkultur*. 2. Das im wesentlichen feuchte Klima unserer Heimat hat dafür gesorgt, daß die ohnehin leicht dahinschwindenden Holzdenkmäler (Bauten, Werkzeuge, Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens und Schriften) sich schnell und gründlich verzehrten, daß aber auch *alle übrigen Denkmäler* einer viel rascheren und nachdrücklicheren *Zerstörung* anheimfielen, als das in anderen Ländern geschah. 3. Die Über-

lieferung germanischer Geisteserzeugnisse — Dichtung, Gesetze, religiöse und sittliche Anschauungen —, die Überlieferung ihrer geschichtlichen Taten ist eine mündliche Überlieferung gewesen. 4. Die bildliche Darstellung ihrer Gottheit, die Verehrung ihrer Gottheit in Tempeln und Kapellen südlicher, östlicher und christlicher Art war ihnen von Haus aus unbekannt. 5. Unser Volk hat es wie kein anderes Volk Europas zu beklagen, daß seit dem Bekehrungszeitalter jahrhundertelang alles systematisch vernichtet wurde, was an den alten angestammten Glauben erinnern und für ihn zeugen konnte. —

Gegenüber all diesen Hindernissen und Schwierigkeiten hat die Germanenkunde im letzten Jahrzehnt einen mächtigen neuen Antrieb und auch starken Auftrieb erfahren durch die Forschungen und Erkenntnisse in der Osningmark, die Wilhelm Teudt in seinem Buch „Germanische Heiligtümer" veröffentlicht hat.

Trotz aller Widerstände hat sich dieses tapfere Buch seinen Weg zum Herzen und zum Denken vieler tausender Volksgenossen gebahnt.

Die von Teudt angeregten Bestrebungen und neue Richtung weisenden Pfade haben in zahlreichen Gegenden Deutschlands Beachtung und Nachfolge gefunden. Erfreuliche Erfolge sind zu verzeichnen, und in die Hunderte gehen die Beobachtungen und Anregungen aus allen Teilen Deutschlands, die der Bearbeitung harren und erst mit der Zeit bewältigt werden können.

Zahlreiche Schriften und Aufsätze zeigen, wie die Anteilnahme bis in die weitesten Kreise der Laien und auch in die Kreise der Größen der wissenschaftlichen Zunft vorgedrungen ist, wie die von Teudt erschlossenen Wege nun doch zu greifbaren Ergebnissen geführt haben.

Welches sind nun die Gesichtspunkte und Ergebnisse, die diese neuen Wege kennzeichnen?

Wir finden sie in Teudts Buch von Anfang bis zum Schluß mit zähem Wahrheitsdrang folgerichtig durchgeführt, und ich hoffe, sie Ihnen kurz so darlegen zu können, daß in Ihnen die gleiche innere Entlastung und Freude und Teilnahme geweckt wird, wie sie in mir und so vielen anderen Anhängern Teudts so lebendig wirkt.

1. Vorurteilslos und mit peinlich beobachteter Objektivität geht Teudt an die seither ungelöst gebliebenen Fragen heran und läßt sich weder im einzelnen noch im ganzen durch das herrschende Vorurteil gegen die germanische Kultur beirren.

2. Auf Grund der Lehre von der Vererbung sind wir berechtigt, den Schluß zu ziehen: Im Vergleich mit anderen Kulturvölkern waren die Germanen mit mindestens gleichhohen Geistesgaben ausgerüstet, sie besaßen mindestens die gleiche Neigung zu Kulturfortschritten, sie haben auf allen Gebieten der Kultur mindestens Gleichwertiges geleistet.

3. Die Überlieferungsarmut aus der altgermanischen Welt ist Tatsache. Wer das anerkennt und sich auch der Richtigkeit der oben angedeuteten Gründe dafür nicht verschließt, der muß auch zugeben, daß in dieser Anerkennung eine der Vorbedingungen zu ihrer Überwindung liegt.

4. Es ist Pflicht jeder aufrichtigen Forschung, die Kultur anderer gleichzeitiger Völker zum Vergleich heranzuziehen, und zwar in größerem Umfang und tiefgründiger, als das seither nur ansatzweise geschehen ist.

Die vergleichende Sprachwissenschaft, die vergleichende Völkermythologie, sie müssen vor allem ihre Forschung ausdehnen und vertiefen bis auf das, was uns in die gemeinsame indogermanische und urgermanische Zeit zurückführt.

5. Das Auftauchen und der Gebrauch des Germanennamens — seit der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. — darf nicht in ganz sinnloser Oberflächlichkeit

der Maßstab sein für das Alter des Volkes, das diesen Namen trug. Die Väter dieser „Germanen" genannten Völker sind doch ebenfalls Blutsgermanen gewesen und Träger einer uralten Kultur.

6. Die Germanen sind zur Zeit des Tacitus — 1. Jahrhundert n. Chr. — und zurück bis zum Beginn der ackerbautreibenden Kulturperiode in dem nur wenig gestörten Besitz Germaniens gewesen. Teudt betont gerade bei diesem Satz, daß die widersrpuchsvollen und anfechtbaren Theorien und Schlüsse der Fundarchäologie nicht an dieser Gewißheit zu rütteln vermögen, daß sich insbesondere die Keltenlehre als eine überschraubte Manie erwiesen hat.

7. Die allgemein gültige Ansicht vom Wesen der großen Wanderungen der germanischen Völker ist von Grund auf zu klären und auf die schon durch vernünftige Überlegung und schlichteste Logik einzig mögliche Beschränkung zurückzuführen. Fast ausnahmslos ist nur der Bevölkerungsüberschuß gewandert, nicht der gesamte Bestand der Stämme. Der Kern verblieb in den altangestammten Wohnsitzen und sitzt darin noch heute.

8. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die in germanischem Wesen gegründete Neigung zu fremdem Kriegsdienst begünstigt und daß der Handelsverkehr mit anderen Völkern immer wieder neu belebt wurde, aber die wesentlichste, wichtigste Folge war doch die, daß den Germanen kein Kulturfortschritt der anderen verborgen blieb. Was nicht störend schien, fand Eingang bei ihnen, und was zu ihrer Art paßte, nahmen sie nicht nur hin, sondern verwerteten, verarbeiteten es so, daß es ganz im Rahmen ihrer Eigenkultur aufging.

9. Unter steter Berücksichtigung all dieser Gesichtspunkte muß jeder Forscher germanischer Vorzeit erneut an die alten Nachrichten und sonstigen Überlieferungen herangehen und wird zwangsläufig sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß alles in einem neuen Lichte erscheint, in einem Licht, das die Germanenwelt viel heller aufleuchten läßt, als es seither geschah. Vor allem ist allerschärfste Kritik geboten an Tatsachen und Urteilen, die aus fremder Feder uns überkommen sind. Unkenntnis und tendenziöse, ja feindliche Einstellung bei den alten Schriftstellern wird das Ergebnis solcher scharfen Nachprüfung sein. Erschüttert aber wird unser kritischer Verstand dem gegenüberstehen, was uns an Urteilen und tatsächlichen Nachrichten das Bekehrungszeitalter zu geben hat: fast durchweg Herabsetzung des alten Glaubens und seiner Anhänger, schlimmste, blutigste Unterdrückung, Ausplünderung und Vergewaltigung, die mit Christentum nichts zu tun hat. Gerade die im 8. und 9. Jahrhundert über Germanien hereinbrechende Kulturvernichtung ist von der seitherigen Altertumskunde in weitestem Sinne unbeachtet geblieben und nicht in ihrer wahren Bedeutung erfaßt worden. Dies Verkennen, ob absichtlich oder nicht, hat zu Fehlschlüssen geführt, die Wilhelm Teudt mutig und rücksichtslos bis in die letzten Winkel hinein aufdeckt und in ihrer unermeßlich schädlichen Wirkung wertet.

10. Dem Heimatforscher, der mit Wesen und Denken des Volkes von Kindesbeinen an bis ins innerste Mark hinein verwachsen ist, erschließt sich bis zur absoluten Gewißheit die Einsicht, daß in den Germanenstämmen viel tiefer und weiter ein Festhalten an Überliefertem und Ererbtem lebendig geblieben ist, als man bisher annahm und volksfremde gelehrte Herren uns zugestehen wollen. In den von den Stämmen seit Jahrhunderten ununterbrochen besiedelten Landschaften müssen sich noch andere auffindbare Spuren erhalten haben, andere als die Spatenforschung erschlossen hat und erschließen kann. Der Landschaftsforschung erwächst somit die Aufgabe, die neue allerwichtigste Aufgabe, auch ohne besondere Bodenfunde Siedlungen, Stätten des Gemeinschaftslebens, besonders des Kultus und der Rechtspflege wiederzufinden.

Das sind im wesentlichen die Grundsätze, die Forderungen und Einsichten, die uns Teudts Buch zeigt, nicht aus dem Reich eines Phantasten und Dichters, nicht aus einem von romantischen und mystischen Hirngespinsten angekränkelten Geist, nicht aus der Werkstatt eines nach Erfolg haschenden, leichtfertigen, oberflächlichen Laien, auch nicht aus dem Gedankenreich eines sogenannten „wissenschaftlichen Laien“ oder „wissenschaftlichen Außenseiters“, wie man gelegentlich Teudt hat gnädig benamsen hören. Das Buch Teudts ist das Werk eines mit heißem Bemühen um Wahrheit und Gewißheit ringenden, strengsten wissenschaftlichen Maßstab an seine Arbeit legenden Forschers, der — und das sei doch auch hier wieder besonders betont — seine Behauptungen mit schwer wiegenden Gründen zu stützen weiß. „Auf diesem der Irrung ausgesetzten Gebiet muß erst Erfahrung zu Erfahrung kommen und in die gleiche Waagschale fallen, ehe die Waage nach der einen Seite schlägt“, sagt Teudt einmal.

Wenn die Wissenschaft es anerkennt, daß die Historiker in ihren großen Geschichtswerken ihre Ansichten begründen mit Schlüssen, die den Gesetzen der Logik und der Psychologie entsprechen, so kann man billigerweise auch verlangen, daß Teudt die gleiche Beweiskraft für seine gleichgearteten Begründungen zugebilligt wird. Daß Teudt bei der Eigenart seines Forschungsgebietes und seiner Forschungsgegenstände sich nur ausnahmsweise auf sogenannte mathematische Beweise und Zahlen stützen kann und zu solchen logisch und psychologisch aufgebauten Schlüssen kommen muß, dürfte nach den obigen Ausführungen klar geworden sein. Und nun ein Weiteres: Solche Schlüsse lassen sich nur gewinnen, wenn man über das eng begrenzte Gesichtsfeld eines Spezialisten hinaus sich zu einer Zusammenschau aller in Frage kommenden Erkenntnisse durchringt. Und das ist Wilhelm Teudt gelungen, und dafür gebührt ihm unser aller Dank. —

Teudts Beobachtungen in der Osningmark zeigen, daß und wie auf den neuen Wegen eine starke Belebung und Vermehrung unserer Kenntnisse über die germanische Vergangenheit aus der Landschaft herauszuholen ist. Zweifellos hat diese Osningmark eine hervorragende Bedeutung in Germanien gehabt, hervorragend für das politische und kultische Zusammenleben der Stämme. Wir müssen aber annehmen, daß in anderen Gegenden Germaniens noch mehr und ähnliche staatliche Mittelpunkte vorhanden gewesen sind. Ich kann Ihnen verraten, daß die bei der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte eingelaufenen Nachrichten zu der Hoffnung berechtigen, daß wir Schritt vor Schritt die Hauptstätten wiedererkennen und daß gleichzeitig damit ein wertvolles Licht auf die gesamten Zustände des alten Germaniens fällt.

Jedenfalls wollen wir es nicht mit denen halten, die in Verkennung dessen, auf was es hier ankommt, überheblich meinen: „Diese Art Volkskunde und Forschung sucht in der Vergangenheit einen vermeintlich verlorengegangenen Vollmenschen, der unserer Zeit als besseres Spiegelbild vorgehalten werden soll.“

Wir wollen es auch nicht mit denen halten, die mit billigem Spott und Verzicht meinen: „Und was unsere Herkunft angeht, so wäre es ja ganz schön, wenn wir die Enkel eines so hochstehenden Kulturvolkes wären.“

Sondern wir halten es mit Goethe, der da sagt:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der, froh, von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und, still sich freuend,
Ans Ende dieser stolzen Reihe sich geschlossen sieht!

Die Dehmer Burg.

Von Prof. Fr. Langewiesche, Bünde.

Die Entdeckungsgeschichte der Dehmer Burg zeigt so recht, wie wertvoll es ist, wenn Freunde vorgeschichtlicher Forschung im Gelände selbst die Werke der Vorzeit unter ortskundiger Führung genau sich anschauen. So wanderte im Jahre 1897 der leider zu früh verstorbene Dr. Braun von Hausberge zu den Ausgrabungen in der „Uffoburg“ (Frankenburg) am Todenmann bei Rinteln. Die Besichtigung öffnete ihm die Augen für solche Erdwerke, und alsbald entdeckte er das große Nammer Lager im Walde zwischen Hausberge und Nammen. Und als dann Schuchhardt und ich 1904 im Nammer Lager gruben, kam Prof. Bischoff aus Minden herüber, sah sich die Wälle an — und einige Monate später entdeckte er die Dehmer Burg an der Grenze von Dehme und Barkhausen. Niemand, nicht einmal der Besitzer des Waldes, hatte bis dahin die Wälle beachtet.

Die Dehmer Burg liegt in einer Höhe von 80 bis 110 Metern über dem Meeresspiegel, mit ihrer Südlinie rund 40 Meter über der Weser, 30 Meter über der heutigen Landstraße, auf einem vorspringenden Bergrücken am Südfuße des Königsberges. Einst floß die Weser dicht am Berghang der Burg entlang und schuf den Steilhang der Südseite. Im Westen und Osten schnitten die Bergwasser tiefe Schluchten ein, machten dadurch die Burg auch dort fast unangreifbar und boten ihren Bewohnern Gelegenheit zur Trinkwasserversorgung; auf der Burg selbst fehlten Quelle und Brunnen.

Die beiden Schluchten beginnen unten an der Landstraße bei den Kilometersteinen 8,8 und 9,2 (die Entfernung von Minden aus berechnet), am oberen Ende nähern sie sich auf etwa 60 Meter. So ergibt sich für den Hauptteil der Burg ungefähr eine Länge der Südseite von 350 Metern, der Westseite von 250 Metern, der Nordseite von 60 Metern, der Ostseite von 175 Metern und für die ganze Burg ein Flächeninhalt von etwa 4½ ha. Den stärksten Wall baute man auf der kurzen Nordseite, und vor ihn legte man nordwärts in etwa 40 Meter Abstand noch ansehnliche Vorwälle, so daß eine Art Zwangspaß für den an der Nordseite vorbeiführenden Weg entstand. Den längsten, aber etwas schwächeren Wall errichtete man an der 250 langen Westseite. Dieser Wall weicht jedoch am unteren Ende der Westschlucht mit seinen letzten 50 Metern etwas vom Steilrande zurück, so daß vor ihm noch etwas Gelände freibleibt. Die Südseite und Ostseite tragen keine Wälle.

Bei der Ausgrabung im Jahre 1907 erwies sich, daß die Wälle aus Holz und Erde erbaut waren. Pfosten von etwa 15 Zentimeter Durchmesser waren an der Vorderseite des Walles in seitlichen Abständen von etwa 1½ Meter eingegraben und eingerammt und rückwärts an einer zweiten Pfostenreihe verankert worden. Zwischen den beiden Pfostenreihen schüttete man den Wallgang an; die Erde dazu schürfte man anscheinend teils flach aus dem Innern, das dadurch geebnet wurde, teils von dem Außenhang, der dadurch steiler gemacht wurde. Ein Graben vor dem Walle entstand somit nicht. Nur der Vorderwall im Norden hat einen flachen Graben vor sich, vermutlich um die herabkommenden Bergwasser aufzufangen und seitwärts zu den Schluchten abzuleiten.

Die äußere Pfostenreihe überragte sicherlich den Wallgang, um eine Brustwehr für die Verteidiger zu bilden, wie wir das bei den Darstellungen germanischer Burgen auf römischen Siegessäulen finden. An den Steilhängen, die keinen Wall tragen, lief ein Pfahlzaun entlang.

Einen Eingang durch den Wall konnte ich an der Westseite feststellen, wo ein alter, im Laufe der Jahrhunderte stark ausgespülter Weg ehemals vom Flußufer, jetzt von der Landstraße (bei Kilometer 9,2) heraufkommt. Eine trichterförmig nach innen sich verengende Torgasse von 4,75 bzw. 4,06 Meter Breite und 3,5 Meter Länge führte dort hinein.

Leider ergaben sich nur spärliche Funde: bloß einige Scherben und ein grober vierkantiger eiserner Nagel mit breitem Kopf; dazu an einigen Stellen hinter dem Walle in dem sonst steinfreien Lößboden kleine Häufchen handlicher Steine, die vielleicht als Wurfgeschosse zurechtgelegt waren.

Die Bedeutung der Burg ergibt sich aus ihrer Lage zwischen dem alten Flußlauf und dem alten Paßweg: sie beherrschte den Schiffahrtsverkehr auf der Weser und konnte den Paßweg sperren. Es war also eine richtige Straßburg. Und aus dem Umstande, daß ihre Westseite trotz der steilen Schlucht davor noch mit einem Walle geschützt war, entnehme ich, daß die Burg zur Sicherung gegen einen von Westen kommenden Feind errichtet wurde, wie wir vermuten dürfen, gegen die Römer.

Die Wittekindsburg.

Von Prof. Fr. Langewiesche, Bünde.

Etwa einen Kilometer weiter östlich liegt oben auf dem Wiehenberge die „Wittekindsburg", mit ihrem höchsten Punkt rund 270 Meter über dem Meeresspiegel. In ihr entspringt eine jener Quellen, die den Ruhm beanspruchen, den Sachsenhelden Wittekind durch ihren wunderbaren Ursprung zur Bekehrung veranlaßt zu haben. So spielt die Wittekindsburg ähnlich wie die Babilonie in der Volkssage eine Rolle und ist auch wie jene schon im Jahre 1886 durch den Generalmajor von Oppermann für den „Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen" (Heft 1, Hannover 1887) aufgenommen worden.

Zu Ende des 10. Jahrhunderts wurde eine Kapelle und ein Nonnenkloster darin errichtet. Die Nonnen blieben nicht lange, die Klostermauern sind längst zerfallen, und an der Stelle der alten Kapelle steht heute die Margarethen-Klus, die bis in die neue Zeit dem Gottesdienst geweiht war und neben der noch im 19. Jahrhundert die Toten aus den Nachbardörfern bestattet wurden. In den Sandsteinfelsen, die den Südrand der Burg bilden, wurde im 19. Jahrhundert jahrzehntelang ein Eisenbergwerk betrieben. Auch eine kleine Gastwirtschaft mit ihren Bierkellern nistete sich neben der Kapelle ein, und als sie zerfiel, erstand am Ostende ein neuer Gasthof, dem der Ostwall nun zum Aufstellen der Gartentische dient. Auch die Quelle ist von wohlmeinenden Freunden leider gänzlich umgestaltet worden. Auf dem höchsten Punkt steht jetzt der Markstein 269,7 der Landesvermessung, seine Umgebung wurde einst durch die Mindener Pioniere geebnet, und ein Holzturm darüber erbaut, auch der ist nun längst vermodert.

Trotz aller solcher Eingriffe aber kann man die alte Ummehrung noch deutlich erkennen. Freilich darf man sich dabei durch die mauerähnliche Kalksteinklippe nicht täuschen lassen, die etwa 4 Meter hoch und über 600 Meter lang die Burg von Osten nach Westen durchzieht. Erst einige Meter nördlich von ihr liegt der rund 650 Meter lange Nordwall. Von seinem Westende zieht der Westwall oben erst (etwa 115 Meter lang) zum Rande der Kalksteinklippe, dann setzt er 4 Meter tiefer an ihrem Fuß wieder an und stößt auf den Rand der Sandsteinklippe zu, die ungefähr 600 Meter lang die Südseite der Burg bildet. Wegen ihrer Steilheit brauchte die Südseite keinen Wall, vielleicht war sie durch eine lebende Hecke (Knick) oder einen Zaun begrenzt, doch ließ sich darüber nichts feststellen. Der Ostwall (rund 100 Meter lang) führt ebenfalls auf die Sandsteinklippe zu. So bildet die Burg annähernd ein langgestrecktes, schmales Rechteck von 6¼ Hektar Flächeninhalt.

Allenthalben, wo wir den Wall untersucht haben, zeigte er dieselbe Bauart: nicht Erde und Holz wie bei der Dehmer Burg, sondern die flachen Steine aus der Kalksteinklippe hatte man zum Wallbau genommen. In wechselnder Stärke, je nach dem Gelände oder der Bedeutung der Stelle für Angriff und Verteidigung 1,65 bis 5,60 Meter breit, umzieht so eine insgesamt etwa 865 Meter lange Wallmauer die West-, Nord- und Ostseite der Burg, aus flachen Steinen und Erde aufgebaut. Die heutige Höhe der Mauer hängt natürlich ganz von ihrem Erhaltungszustande ab. Die höchste Mauerhöhe, die wir in unseren Schnitten messen konnten, betrug noch 1,45 Meter. Wenn man aus den vorgelagerten Trümmern einen Schluß ziehen darf, so möchte ich die ursprüngliche Höhe der Außenseite auf 3 Meter schätzen. An der Innenseite ermöglichte das ansteigende Gelände und eine geringe Erdanschüttung den Verteidigern einen bequemen Aufstieg auf die breite Mauer, die vermutlich an der Außenseite eine Brustwehr aus Holz trug.

Von den Toren ist am besten das Nordtor am Wege nach Häverstedt erhalten. Der westliche Teil des Nordwalles biegt dort auf einer Strecke von 21 Metern nach innen, und zwar 13 Meter lang in einem sanft geschwungenen Bogen, dann in scharfem Winkel 30 Zentimeter zurückspringend und mit einer Wallzunge von 7,95 Meter Länge und 2,25 Meter Breite scharfkantig endigend. In 3,55 Meter Abstand von dieser westlichen Wallzunge biegt von dem östlichen Teil des Nordwalles eine 5,60 Meter breite und 7,95 Meter lange Wallzunge nach außen ab, so daß zwischen den beiden Wallzungen eine 3,55 Meter breite und 7,95 Meter lange Torgasse entsteht, mit je einem Torverschluß innen und außen. Die östliche Wallzunge mußte so breit sein, weil die Verteidiger darauf nach vier Seiten hin den Feind abzuwehren hatten, während die Verteidiger der westlichen Wallzunge nur nach der Torgasse hin zu kämpfen hatten.

Wahrscheinlich stand auf der breiten östlichen Wallzunge auch ein Fachwerkturm, wie ihn die Abbildung des Londoner Stadttores auf einer römischen Goldmünze zeigt. Ein andringender Feind konnte schon beim Anmarsch von rechts und von vorn, in der Torgasse

aber gar von vorn und hinten, von links und rechts und von oben beschossen werden, er kam also schwerlich lebend hindurch. Andererseits aber war es den Feinden unmöglich, schon von weitem das Tor zu beschießen oder durch das etwa offenstehende Doppeltor Geschosse in die Burg zu senden. Kurz, das Nordtor der Wittekindsburg, so unscheinbar es heute dem ungeübten Auge im Gelände sich darstellt, ist in Wirklichkeit ein wahres Meisterwerk der Festungsbaukunst, bis ins kleinste durchdacht, dem Gelände angepaßt und zweckmäßig ausgeführt, um so bewunderungswürdiger, als den Erbauern die Kunst der Mörtelbereitung noch ziemlich fremd gewesen zu sein scheint.

Auch Reste eines größeren Gebäudes aus der Zeit des Burgenbaues konnten wir neben den mittelalterlichen Bauten in der Nordostecke der Burg feststellen. Leider war aber nur noch ein kellerähnlicher Raum leidlich erhalten, das übrige aber längst zerstört. Sehr hoch können die mörtellosen Mauern natürlich nicht gewesen sein, vielleicht trugen sie aber auch noch Aufbauten aus Fachwerk.

Ob neben der Quelle noch ein Tor und ein vorchristliches Heiligtum gestanden haben, läßt sich nicht mehr feststellen; eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht immerhin dafür: für ein Heiligtum der Umstand, daß man im frühen Mittelalter eine christliche Kapelle dorthin baute; für ein Tor die Erwägung, daß eine Burg an der Weserpforte doch nur dann richtig auszuwerten war, wenn sie einen Zugang zu dem Paßwege im Tal hatte und diesen Paßweg beherrschen konnte. Jedenfalls führte schon damals der Kammweg durch die Burg hindurch, im Westen durch ein Tor mit einspringender Wallzunge und einem Torturm, im Osten durch die Lücke der Nordostecke (nicht durch den heutigen Wegedurchbruch).

Die Bedeutung der Burg ergibt sich aus ihrer beherrschenden Lage. Trotz ihrer verschiedenen Bauart dürfen wir annehmen, daß Dehmer Burg und Wittekindsburg im Zusammenhang miteinander standen. Die Verschiedenheit ist durch das verschiedene Gelände und den an Ort und Stelle befindlichen Baustoff bedingt. Die beiden Burgen entstammen einer Zeit und dienten dem Zwecke, die Weserpforte zu sichern und zu beherrschen. Mit Schuchhardt bin ich der Ansicht, daß nur die Zeit der Römerkriege dafür in Betracht kommt. Vielleicht war die Erbauung dieser beiden Burgen und des Nammer Lagers zu beiden Seiten der Weserpforte, sowie der Hünenburg am Bielefelder Paß der Grund, weshalb Germanikus auf seinem letzten Zuge im Jahre 16 n. Chr. nicht von Südwesten durch das Gebirge, sondern auf weiten Umwegen von Nordwesten durch die Moore des Emslandes heranzog.

Der Wittekindstein *).

Von Studienrat Edmund Weber, Spandau.

1. Geschichte und Standort des Steines.

Der Stein steht heute im Schatten einer Linde im Salzetal in der Bauerschaft Solterwisch, an einer Abzweigung der Straße Exter—Valdorf, am Rande eines Ackers des Bauern Hartwig. Das ist aber nicht der ursprüngliche Standpunkt. Der Sandsteinblock (Vormbaum sagt Granitblock) stand vielmehr früher unmittelbar am Hohlweg, auf dem Rande, „auf dem Ufer" des Hohlwegs, etwa 100 Schritt oberhalb des jetzigen Standortes, auf dem abgeplatteten Gipfel eines sanft ansteigenden Hügels. Dieser Hügel gehörte zum Besitz der Vorfahren des Hartwig, der Sippe der „Hartwig am Stein", Solterwisch Nr. 3. Dieser Hof und sein Land ist heute im Besitz des Bauern Lenger und durch Kauf in dessen Hände gekommen. In der Nähe des Steines (an seiner alten Stelle) stand eine uralte Linde, dahinter lag ein großer, runder, hartgetretener Platz, der bei der Umwandlung zu

---

*) Die Ausführungen beruhen auf Mitteilungen des Herrn Studiendirektors Dr. Beyer, auf dem Heft „Die Veme" von Edmund von Wecus (Guido von List-Verlag, Berlin-Lichterfelde W., Moltkestraße 46a und dem Buch „Runenhäuser" von Philipp Stauff (im gleichen Verlag).

Beyers Angaben beruhen auf folgender Literatur: 1. Vormbaum, Beschreibung der Grafschaft Ravensberg für Schule und Haus. Leipzig 1864, Seite 115. — 2. Ravensberger Blätter 1902, Nr. 3, Seite 14/15, und 1908, Nr. 8, Seite 59; beide Artikel von Pastor A. Schmidt aus Vlotho. — 3. Ravensberger Blätter 1909, Nr. 2, Seite 10/12, von Landgerichtsdirektor Dr. Eberhard, Essen. — 4. Ravensberger Wanderbuch von Rektor H. Meise. 1922, Seite 143. Außerdem hat Beyer bei den Bauern der Gegend und Herrn Pastor Brünger-Exter persönliche Feststellungen gemacht.

Ackerland kaum mit dem Pflug umzubrechen war, und nicht weit davon ab befand sich ein mit Bäumen bestandener Ort. Der jetzige Bauer Hartwig, der also nicht mehr auf dem alten Erbhof sitzt, macht folgende wörtliche Angaben:

„Mein Großvater hat bei der Erbteilung und Abfindung für einen Taler den Stein erworben, der zu des Großvaters Zeiten noch oben gestanden hat. Der Großvater hat den Stein heruntergeschafft — er stand droben in eine Mauer eingefügt —, und hat auch die Linde dabei gepflanzt."

Minna Flagmeier im Hause Lenger hat angegeben, sie habe „aus einem alten Buche" abgeschrieben, im Volksmund hafte noch die Erzählung, daß am Wittekindstein jedes Jahr ein Frei- oder Femgericht oder Femding gehalten worden sei, zu dem aus der ganzen Umgegend die Bewohner vorgeladen worden seien. Die Angeklagten hätten hinter der Linde gestanden, wo sich ein großer, runder, abgetretener Platz befand, und nicht weit davon sei ein mit Bäumen bepflanzter Platz gewesen, wo sich die Richter, die Schöffen und das Volk (der Umstand!) befanden.

Beyer hat festgestellt, daß noch heute ein schmaler, kleiner unfruchtbarer Landstreifen, der sich vom Südabhange der Steinegge nach dem alten Hartwighofe zu hinunterzieht, „of dem wiggen Kampe", d. i. auf dem geweihten, heiligen Kamp, heißt.

2. Der Name.

Nach einer alten Sage soll Wittekind den Stein haben zurichten lassen, um sich auf ihm auszuruhen und sich an der schönen Hügelgegend zu erfreuen. — In einer anderen Überlieferung aus Volksmund wird erzählt, wie später der Freigraf auf dem Stein zu dem Gericht gesessen habe, so habe es auch schon Herzog Weking gehalten. — Und eine dritte Sage weiß zu berichten, Wittekind und der Frankenkarl hätten sich über diesem Stein die Hand zum Frieden gereicht. Die Volkssagen von Peccatel und vom Seddiner Königsgrab haben bewiesen, daß solchen Überlieferungen ein berechtigter Kern zugrunde liegen kann. Aber in vorliegendem Falle scheint die Geschichte dagegen zu sprechen. Nach ihr fand die Zusammenkunft Wittekinds mit Karl in Attigny in der Champagne statt. Wilhelm Teudt hat darauf hingewiesen, daß Wittekinds Name nachher in den Chroniken der Frankenpriester nicht mehr genannt wird und daß der Kirchengeschichtler Hauck sich der ganzen Frage mit dem kurzen Satz entzieht: „Sichere Nachrichten über den Ausgang Wittekinds fehlen."

Dieser Fall beleuchtet wieder einmal grell den ganzen Jammer unserer gelehrten Bildung und die trüben Folgen des Kulturbruches, der mit der Einführung der lateinischen Kirchen- und Urkundensprache über die deutsche Bildung gekommen ist. Der große Gelehrte, der die hebräischen, griechischen und lateinischen Quellen so fleißig durchgestöbert hat, ist offenbar gar nicht auf den Gedanken gekommen, sich die mittelalterliche deutsche Dichtung daraufhin anzusehen. Aber leider auch die deutschen Geschichtler nicht. Es gibt ein umfängliches Reimwerk, das man dem Priester Konrad zuzuschreiben geneigt ist, dem Verfasser des deutschen Rolandliedes. Es heißt die „Kaiserchronik" und ist um 1150 in Regensburg verfaßt worden. Darin fand ich zu meinem Erstaunen folgende Verse: „Als die Westfalen Karl ihr Land ergeben hatten, da widersetzten sich die Friesen sehr. Ihr Übermut kam da zu Fall. Die Sachsen wollten ihn (Karl) nicht aufnehmen. Die Fürsten, die damals da waren, übten ihren alten Brauch: sie kämpften mit dem Könige. Der König ward sieglos. Witeges Kind (d. h. Wittekind!) kam das nicht zu statten: Gerolt, ein Held gut, mit List ihn erschlug."

Die germanistische Forschung hat nachgewiesen, daß der Verfasser eine Menge Quellen ausgeschrieben hat. Es besteht daher kein Grund, seine Nachricht anzuzweifeln, zumal er über Karls Niederlage bei Detmold 783 zutreffend berichtet. Es ist in der Tat sehr wahrscheinlich, daß Wittekind einer fränkischen Treulosigkeit zum Opfer gefallen ist. Nun war Wittekind Herzog der Westfalen. Der Wittekindstein steht aber im Gebiete der Engern. Falls der Volksüberlieferung doch ein berechtigter Kern innewohnt, müßte man annehmen, daß Karl und Wittekind anläßlich der Paderborner Tagung von 785 gemeinsam ins Engernland ritten und an diesem Stein eine Aussprache gehabt haben, bei der ihr Vertrag erneuert wurde. Dann könnte der Stein seinen Namen mit Recht tragen. So wie er jetzt aussieht, kann wenigstens das mit Sicherheit gesagt werden, daß er einen Freigrafenstuhl darstellt.

3. Die Gestalt des Steines.

Der Stein ist eine Sitzbank. Er mißt über dem Erdboden 110—115 cm. Seine obere Kante ist nicht mehr gerade. Man hat den Eindruck, daß an beiden Seiten, hauptsächlich an

der linken Seite, etwas abgesprengt ist. Es ist zu vermuten, daß diese Beschädigungen erfolgt sind, als er in die Mauer eingefügt worden ist. Er besteht aus grauem Sandstein, der sich ja zur Bearbeitung gut eignet. Seine Breite ist 110 cm, seine Tiefe unten 70 cm, der Sitz 30 cm über der Erde, Tiefe etwa 20 cm, die Rückenlehne unmittelbar über dem Sitz bis zu einer Höhe von 17 cm 32 cm tief. Auf dieser 17 cm hohen Fläche stehen die Zeichen, die 10—12 cm hoch sind. Die obere Fläche, die die Wappen zeigt und auf der auch die Inschrift steht, ist etwa 24 cm tief, also im Vergleich zum unteren Teil abgearbeitet. Wie Beyer vermutet, bezieht sich darauf der Ausdruck: erneuern lassen. Die Wappen sind 29 cm hoch, von rechts nach links 28, 28 und 20/21 cm breit. Die Umrisse der Wappen sind eingetieft, die Zeichen erhaben herausgearbeitet. Es ist immerhin als ein Glück zu betrachten, daß nicht mehr zerstört ist.

Schmidt verweist auf eine Abbildung (Daheim, Jahrgang 1903, Nr. 41 vom 13. Juli 03) des Herzogsstuhles auf dem Kärntischen Zollfelde: „Dieser Herzogsstuhl steht auf einer ehemaligen Thing- oder Gerichtsstätte. Der das Hochgericht leitende Graf saß auf demselben, das nackte Schwert auf den Knien oder auch hinter sich, vom Schwertträger gehalten, während die Schöffen auf einfachen Bänken saßen."

4. Die Inschrift und die Zeichen.

Oben ist gut erkennbar zu lesen:

D'HORST DIESEN STEIN ERNEWERN LASSEN ANNO 1659.

Der verstümmelte Anfang darf unbedenklich zu Arnold ergänzt werden. Schmidt will Arnold nicht gelten lassen, erkennt auch nicht an, daß etwas abgesprengt sei. Er hält das D' nur für eine Abkürzung, etwa gleich Dapifer (Droste), oder de gleich von, oder Dominus gleich Herr. Im Jahre 1659 war ein Arnold Horst Drost, d. h. Oberamtmann zu Blotho. Ehre dem Andenken dieses Mannes, der so bald nach der Verheerung des 30jährigen Krieges noch Sinn dafür gehabt hat, ein so ehrwürdiges Denkmal der Vergangenheit zu pflegen! Er hat gewiß zu den Wissenden gehört, denn die Feme ist erst vom König Jerome beseitigt worden. Der letzte Freigraf Engelhardt starb 1835 in Wörl. Es gibt sicherlich auch heute noch alte bodensässige Geschlechter in Westfalen, die Erinnerungen an die Feme heimlich hüten.

Die unteren Zeichen lasen alle seitherigen Erklärer als Jahreszahl 1584, Eberhardt allerdings mit der Einschränkung, daß diese Zahl nicht das Herstellungsjahr des Steines bedeuten könne. Beyer hielt eine Deutung dieser Zeichen als Jahreszahlen für unmöglich, vermutete aber, daß sie sehr bedeutsam seien. Und in der Tat, sie offenbaren uns erst die wahre Bedeutung des Steines. Die Feme besaß eine Geheimschrift und Geheimzeichen, die nur den Eingeweihten (den Wissenden) verständlich waren; Nichtwissenden gegenüber suchte sie den wahren Sinn zu verhehlen. Einen anschaulichen Fall solcher „Tarnung" bietet die untere Inschrift. Sie soll offensichtlich den Schein einer Jahreszahl erwecken. Aber um was es sich handelt, offenbart die „8" in der Mitte. Es ist die Wide, d. h. die aus Weidenruten gedrehte Schlinge, mit der Verurteilte an den Strafbaum gehängt wurden. Die beiden Zeichen links davon sind überliefert in einer Urkunde von Arnsberg aus dem Jahre 1437 mit dem Kopf „Reformation des heimlichen Gerichts". Darin steht ein Geheim-ABC der Feme. Nach ihm lese ich das erste Zeichen als c, das zweite als i. Herman Wirth erkennt in dem vierten Zeichen eine eckige Abart der Odilrune, woraus hervorgeht, daß die Wissenden ihrem Geheimalphabet alte Heilsrunen einverleibt haben müssen. — Das Runenzeichen am Schluß deute ich als ausgestaltete Wolfsangel, die bekannte Hälfte des Wende- oder Hakenkreuzes. Es erinnert an magische Zeichen auf nordischen Runensteinen, z. B. auf dem von Upernivik auf Grönland. Bei Herman Wirth findet sich eine ganz ähnliche Figur belegt; er bezeichnet sie als Abart des Lebensbaumes. Welchen Sinn die Wissenden schließlich mit diesen fünf Zeichen verbunden haben, steht natürlich dahin; es gilt, weiter zu forschen.

Nun zu den Wappenschildern: Eberhardt meint, die Schildformen und die darin stehenden Zeichen hätten nichts miteinander zu tun. Die Ausbogungen der Wappenumrisse seien der Renaissance eigentümlich und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und im 17. Jahrhundert üblich. Die Zeichen aber, die sie umschließen, seien älter. Sie seien im Laufe der Zeiten als Schriftzeichen (Runen) nicht mehr verstanden und schließlich als Zauberzeichen angesehen worden. In den Zeiten des ärgsten Aberglaubens, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Blüte stand, habe man diesen Zauber bannen wollen, und zwar mit der heiligen Dreizahl der Schilde, der Dreizahl, die dann bezeichnender Weise auch noch in der mittleren Rune des dritten Wappens wiederkehre. Auch sei im mittleren Wappen die ursprüngliche R-Rune durch das darüber angebrachte Kreuzzeichen entsühnt. Eber-

hard entziffert das Ganze dann folgendermaßen: 1. Zeichen verderbt. — 2. = T. — 3. = I. 4. = B oder R + Kreuz. — 5. = A. — 6. = T. — 7. = N (mit Dreizahl). — 8. = K. — Und er liest folgenden Wortlaut und Sinn: Thor, weihe diesen Stein, weihe dieses Thing! Eberhard betont ausdrücklich, daß diese Deutung mit aller Vorsicht zu betrachten sei. Auch uns will scheinen, daß *diese Lösung gewagt und unwahrscheinlich* ist. Wir wollen versuchen, eine *andere Lösung* zu finden, die vielleicht eine etwas *stärkere Beweiskraft* für sich in Anspruch nehmen dürfte.

In dem Wappenschild links steht in der Mitte eine *Tiu-Rune*. Tiu ist auf einem Steinaltar als Mars Thingsus bezeichnet worden, also als „Dingseß", d. h. göttlicher Schützer und Leiter des Rechtswesens. Nach ihm heißt der Dienstag, der ja aus Dingstag zu Dinstag sich entwickelt hat. Bei den Friesen hieß der Gott als Gerichtsherr „*Fosite*", im Norden „Forseti" = Vorseß. Die kleinere Rune links ist die is-Rune, die andere rechts die sigel-Rune. Darf man die drei Zeichen als Schriftrunen lesen, so ergeben sie das Wort Tis, das niederdeutsche Seitenstück zum alemannischen „Zis" in Zistig = Dienstag, wobei allerdings ihre Reihenfolge umgestellt werden muß. Der Sinn wäre dann: „*Der Stein ist dem Rechtsgott geweiht.*" Diese Deutung findet eine Stütze darin, daß in Westfalen und im Engernlande alte Gerichtstätten „*Tieplätze*" genannt werden.

Auf dem mittleren Wappen befindet sich ein Schwert mit Kreuzgriff. Auf ein solches wurden die „Wissenden" vereidet. „Das Schwert in Kreuzesform", sagt ein Dortmunder Weistum, „bedeutet das Kreuz, an dem Jesus Christus gelitten hat, die Wyd bedeutet die Strafe der Bösen um ihre Missetat, dadurch der Zorn Gottes besänftigt wird." Dieser Satz atmet noch ganz *germanische Rechtspflege aus der vorchristlichen Zeit*, wo die Rechtssprechung in den Händen der *Ewarte* lag und „*Neidinge*" von Gemeinde wegen hingerichtet wurden, damit die Gottheit ihr nicht den Schutz entzöge.

Wie aus dem Kriege Mark Aurels gegen die Markomannen und Quaden berichtet worden ist, pflegten letztere auf ein aufgepflanztes Schwert ihre Eide abzulegen. Vielleicht bestand auch bei den *Sachsen ein ähnlicher Brauch*; jedenfalls ist es beachtenswert, daß *Sachsnot* meist als „*Schwertgenoß*" gedeutet und auf Tiu bezogen wird. Dann wäre nach der Einführung des Christentums weiter nichts nötig gewesen, als dem Eidschwert eine Kreuzesform zu geben, um dem ewig spürenden Mißtrauen der Priester zu begegnen. Etwas Derartiges scheint auf dem Stein vorzuliegen. Denn auffälligerweise hat das Schwert einen Haken im wahren Sinne des Wortes, nämlich einen Widerhaken an der Spitze. So entspricht das *Schwert* genau *einer Form der T-Rune*, die im Norden nach 1100 aufgekommen ist, wobei der Hauptstab des Zeichens nur noch linksseitig einen Kennstab erhielt. Stellt man eine solche T-Rune auf den Kopf und zieht durch den nach oben gerichteten Fuß des Hauptstabes einen Querstab, so entsteht das Schwert, das das mittlere Wappen aufweist. Darf man einen inneren Zusammenhang zwischen der Schwertform und der T-Rune der vollständig punktierten dänischen Runenreihe annehmen, so würde er ergeben, daß das Wappen kaum *vor 1150 v. Chr. gemeißelt* worden sein kann.

An der Klinge des Schwertes ist ein R befestigt; es darf als Anlaut des Wortes „*Recht*" gefaßt und als Sinnbild gedeutet werden, daß die auf das Schwert vereideten Wissenden das Recht zu schützen berufen waren. Das Zeichen daneben gleicht einer *A-Rune* des gemeingermanischen Fudarks. Welchen Sinn die Wissenden damit verbanden, bedarf weiterer Untersuchung. Das dritte Wappen weist links ein *Hammerzeichen* auf. Der Hammer gehörte ebenfalls zu den *Feme-Sinnbildern*. Bestieg der Freigraf den Stuhl, so wurden auf einen Stein oder Tisch vor ihm ein Schwert, eine Wide und ein Hammer gelegt. Der Hammer war *ursprünglich Donars* Sinnbild, das im Norden als Schütznis aus Silber oder Gold am Halse getragen worden ist, wie Funde gelehrt haben. Auch *Donar* galt als Schützer und Rächer verletzter Rechtsordnung. In der Zeit des Humanismus wurde das Zeichen nach dem griechischen Buchstaben „Tau" benannt. Unter diesem Namen hat es *Albrecht Haupt* in *Rinteln* an der Weser festgestellt. Dort fand er an einem Hause folgende Balkeninschrift: Thau signatum super hos postes terrest hostes. Anno 1537; d. h. das T-Zeichen über diesen Ständern (über dieser Tür) soll die Feinde schrecken. Die Inschrift zeigt zwei gekreuzte Hämmer. Das Haus wird einem „Wissenden" gehört haben.

Das Zeichen in der Mitte des Wappens ist nach *Herman Wirth* der "*Lebensbaum*". Es hat nach rechts absteigende Querstäbe. Sollte das vielleicht bedeuten, daß das heilige Recht im Absinken sei und der tätigen Hilfe aller Gutgesinnten bedürfe? Das Zeichen rechts davon könnte eine *fech-Rune* sein; dieses Zeichen wäre vielleicht sinnbildlich für „Besitz" und „Wohlfahrt" gebraucht.

Zusammenfassend ist zu sagen: der *Steinsitz trägt alle Sinnbilder der Feme*, nämlich *Hammer*, *Schwert* und *Wide*, ebenso Zeichen, die dem

Arnsberger Geheim-Abc entsprechen. Wir haben es also mit einem höchst wertvollen und ehrwürdigen Denkmal der deutschen Volkskunde zu tun, mit einer Urkunde, deren Sprache voll zu deuten alle Berufenen locken sollte.

Rätsel um die Wünschelrute.

Von W. *Winkelmann*-Selliendorf.

Das *Problem der Wünschelrute* ist in den letzten Jahren immer mehr in den Widerstreit der Meinungen gezogen. Trotz der Erfolge des im Mai v. J. verstorbenen Altmeisters der Wünschelrute, Freiherrn von *Uslar*, und anderer namhafter Rutengänger, wurde die ganze Rutnerei von dem einen als müßige Spielerei, von dem anderen als Teufelsspuk angesehen. Nur wenige Wissenschaftler haben sich durch die Erfolge und auch gelegentlichen Mißerfolge der Wünschelrute mit aller Energie für eine Klärung dieser so eigenartigen Erscheinungen eingesetzt. Doch ist *bis heute noch keine einheitliche Auffassung über die Zusammenhänge beim Rutenausschlag* vorhanden. Eins aber steht fest: Die Wünschelrute ist *seit 4000 Jahren* nachweislich bekannt, wahrscheinlich ist, daß ihr Geheimnis so alt ist, wie die Menschheit selbst. —

Meine Erfahrungen mit der Rute reichen bis in das Jahr 1911 zurück und haben sich fast ausschließlich auf das Vorkommen von Wasser erstreckt. Ich bin dabei zu der Erkenntnis gekommen, daß *unsere Altvorderen um das Geheimnis der Rute gewußt und ihre Erkenntnisse praktisch ausgenützt haben*. Während heute die Siedlungen der Menschen nach den Baufluchtlinien eines am „grünen Tische" fertiggestellten Planes angelegt werden, haben die „Alten" — hier im Sachsenlande heute noch augenfällig — ihre Niederlassungen so eingerichtet, daß sie diese den schädlichen Einflüssen unterirdischer Wasserläufe entzogen. — Gerade diese *Wirkung unterirdischer Strahlungen* ist augenblicklich ganz *in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses* gerückt. —

Einen Beweis für die Richtigkeit meiner Vermutung erhielt ich im November v. J. in überraschender Weise. Auf Wunsch des Herrn Direktor W. *Teudt*, Detmold, beging ich mit der Wünschelrute den östlichen Hang des *Bergkirchener Passes*, wo eine germanische Kultstätte vermutet wurde. In der Nähe eines Steinbruches fiel eine Bodenerhebung von besonderer Form auf. Die Untersuchung dieser Stelle ergab, daß ungefähr im Mittelpunkt der Erhebung die Kreuzung zweier Wasserläufe lag, die ihr Wasser von SW nach NO, bzw. von SO nach NW führen Die sich daran anschließende Untersuchung des *Steinkammergrabes* am „*Werster Kreuz*" — an der Landstraße von Werste nach Ostscheidt gelegen — ergab wiederum die Tatsache, daß die Längs- und Querachse des Grabes von unterirdischen Wasserläufen festgelegt werden.

Von ganz besonderer Art aber waren die Ausschläge der Rute *an den Ecken des Grabes*. — Die 14 Riesenfindlinge bilden ein Rechteck von etwa 8×3 m. — Dort wurden Reaktionslinien in Form von Kreisen und Ellipsen festgestellt, die ein Wasservorkommen ausschließen. Dieselbe eigenartige Reaktion war auf dem Erdhügel bei Bergkirchen, in unmittelbarer Nähe der Wasserlinien-Kreuzung. Die Ursache dieser geheimnisvollen und eigenartigen Ausschläge ist mir bis heute noch ein *Rätsel* geblieben. — Von überragender Überzeugung waren schließlich die Ruten-Untersuchungen auf den heiligen Stätten in *Österholz*. Die drei Kegel des Hügelheiligtumes liegen ebenfalls über sich kreuzenden Wasserlinien, und ebenso ließen sich auf allen die eigenartigen Reaktionslinien, wie bei dem Steinkammergrab, feststellen. Die Wälle des „*Königslau*" und „*Sternhofes*" (Haus Gierken) überraschten wiederum durch die ausgesprochen scharfen und starken Reaktionen, die nicht durch irgendwelche Wasservorkommen veranlaßt wurden.

Auf Grund dieser Tatsachen halte ich es für höchst wahrscheinlich, daß *den Germanen die Wünschelrute bekannt* war, daß sie wohl gar in viel tieferer Weise als wir um ihre Geheimnisse wußten und die *Lage ihrer heiligen Stätten mit ihrer Hilfe bestimmten*.

* * *

Im Laufe der letzten Wochen hatte ich wieder Gelegenheit, *mehrere Hünengräber aus der Bronzezeit mit der Rute zu begehen*. Es traten wieder die Reaktionen auf Wasser und ebenso diejenigen noch *unbekannter Ursache* auf.

Leider war eine Nachprüfung von Steinkammergräbern durch mich nicht möglich. Doch ist auch da eine Bestätigung meiner Beobachtungen durch den Kgl. Forstmeister a. D.

v. Düring erfolgt. Er hat auf Grund des Aufsatzes von W. Teudt in Heft 4 der Zeitschrift „Germanien", 1932: „War die Fundrute bei den Germanen in Gebrauch?" eine große Anzahl von Megalithgräbern in der Nähe von Horneburg (Elbe) mit der Wünschelrute untersucht. Die Ergebnisse waren dieselben wie beim Werster Steinkammergrab. Allerdings habe ich über die Wasservorkommen bei den Gräbern dort noch keine Aufklärungen. Um etwaige Aufschlüsse über die noch ungeklärten Ausschläge der Rute zu erhalten, werden an diesen Stellen Grabungen vorgenommen, die aber bis heute noch nicht zum Abschluß gekommen sind.

Von Bedeutung sind die Mitteilungen der Fachpresse für Wünschelrutenforschung. Danach sind gleiche Erfahrungen mit der Rute über 3000 Jahre alten Etruskergräbern in Italien durch eine junge Italienerin gemacht worden.

Ebenso wertvoll sind die Berichte des Ostasienforschers Filchner. In seinem Werk „Hui-Hui" schildert er die Sitte der Chinesen, daß sie ihre Toten nicht auf Friedhöfen, sondern in Einzelgräbern bestatten, deren Plätze vorher von einem „Erdwahrsager" (Geomanten) mit einem stimmgabelähnlichen Gerät (Form der Wünschelrute) gesucht werden. In derselben Weise werden die Baustellen für die Wohnhäuser dort festgelegt, um die „Naturgesetze nicht zu verletzen", wie der Chinese sagt, um nicht „das Unheil auf sich zu laden".

Die Anteilnahme, mit der man dieses neueste „Phänomen" der Wünschelrute seit der 5. Tagung der „Freunde germanischer Vorgeschichte" im Mai ds. Js. zu Bad Oeynhausen verfolgt, läßt mich hoffen, daß man auf dem Gebiete der archäologischen Forschung durch den richtigen Gebrauch der Wünschelrute einen bemerkenswerten Schritt vorwärtskommen wird.

Zur Geologie der Weserscharte.

Von Dr. A. Schmidt.

An der Porta Westfalica ergibt der Wechsel der Oberflächenform, das dichte Nebeneinander von Bergen, Hügeln und Flachland, durchzogen von dem Silberband der Weser, ein vielbewundertes, anmutiges Landschaftsbild.

Über seine Entstehung haben sich schon frühere Beobachter Gedanken gemacht. Und da ihnen eine natürliche Erklärung nicht gelang, mußte die Sage herhalten. Es entstand die Sage von der Weserscharte. Sie berichtet, daß der Herrgott das Lipperland dem Teufel zu eigen geben wollte, wenn es ihm gelingen würde, hier in sechs Tagen, der Zeitspanne der Welterschaffung, alles Leben zu vernichten. Um die vielen Seelen zu gewinnen, plante der Teufel durch Abdämmen der Weser, das ganze Gebiet unter Wasser zu setzen. Vom Norden her, da wo jetzt der Dümmer See liegt, karrte er Steine und Erde heran und schichtete davon die Weserkette auf. Am Abend des fünften Tages klaffte nur noch die Lücke an der Porta. Die Mitternachtsstunde überraschte den Teufel mit seiner letzten Fuhre kurz vor dem Ziel bei Bölhorst. Wütend ob der Erfolglosigkeit seiner ganzen Arbeit, kippte er die letzte Karre aus und schuf so die Bölhorst mit ihrer geringen Fruchtbarkeit. Soweit die Sage!

Die Weser hat durch ihren Prallhang am Jakobsberge zusammen mit menschlichen Eingriffen beim Bau von Straße und Schienenweg so schöne Aufschlüsse geschaffen, daß man hier die Erdgeschichte ablesen kann wie aus einem Buch. Die Leitfossilien sind dessen Seitenzahlen. Die versteinerten Reste von Pflanzen und Tieren und die Gesteinsbeschaffenheit lassen den, der es zu lesen versteht, erkennen, was vor langen Zeiten hier vor sich ging.

Die Zeiträume dieses Geschehens in Jahreszahlen ausgedrückt, würden wegen ihrer Größe unverständlich sein. Deshalb pflegt der Geologe, indem er die Mächtigkeit der Schichten feststellt, die Zeit gewissermaßen mit dem Zollstock abzumessen, umgekehrt wie der Astronom, der sich zur Darstellung ungeheurer Entfernungen des Zeitmaßes des Lichtjahres bedient.

Die parallele Schichtung des Gesteins, die uns am Hang des Jakobsberges sichtbar wird, weist zunächst darauf hin, daß sie ehedem nicht etwa angespült, sondern horizontal abgelagert wurde.

Es bildeten sich als die ältesten bekannt gewordenen Ablagerungen der weiteren Umgebung zur Buntsteinzeit bei heißem Klima rötliche Sandsteine, die bei Oeynhausen durchbohrt wurden und so die Sole der darunterliegenden Zechsteinsalze im Jordansprudel zutage treten ließen. An anderer Stelle wurden sie 1000 Meter mächtig gemessen.

Das an Pflanzen und Tieren arme Land wurde vom Muschelkalkmeer überflutet. Etwa 250 Meter Kalksteine und Tone mit Meerestierresten sind die Zeugen dieser Erdperiode.

Die ältesten in der Gegend etwa zwischen Vlotho und Herford zutage tretenden Gesteine gehören der nächsten Periode, dem Keuper, an. Seine 300 Meter mächtigen Sandsteine und Mergel werden bei Vlotho und am Buhn technisch ausgebeutet. Das Fehlen von Meerestieren und das Vorkommen von Pflanzenresten zeigen an, daß in der Keuperzeit das Meer verschwunden ist.

Und wieder danach wird das Land überflutet. Die Ablagerungen der nun folgenden Jurazeit mit einer Gesamtmächtigkeit von etwa 1500 Metern überraschen durch die Fülle und den Artenreichtum meist gut erhaltener Versteinerungen. Unter diesen erlauben besonders die Ammoniten eine Zerlegung der ganzen Schichtfolge in viele Zonen, die hier nicht genauer behandelt werden können. Die grobe Gliederung teilt den Jura in Lias, Dogger und Malm. Der Lias besteht aus kohlenstoffhaltigen und deshalb schwarzen Schiefertonen, die für den Ziegeleibetrieb am Südrand der Weserkette, z. B. in Dehme und Bössen, abgebaut werden. Aus ähnlichem, leicht verwitterndem Material setzen sich die hängenden Schichten etwa bis zur Mitte des Doggers zusammen, wo sie durch harte Sandsteine, Quarzite und Eisenerze abgelöst werden. Der häufige Wechsel in der Widerstandsfähigkeit der Gesteinsschichten gegenüber den abtragenden Kräften ist die Ursache des vielgestaltigen Landschaftsbildes. In großen Zeiträumen werden die weichen Gesteine abgetragen und die festen Bänke dadurch unterhöhlt. Bei ihrem Abbrechen entsteht eine neue Steilkante.

Die technisch wertvollste Bildung des Doggers ist der sogenannte Portasandstein. Er gehört den Macrocephalenschichten an, benannt nach dem Leitfossil Macrocephalites macrocephalus und soll als Deltaschuttkegel im Doggermeer entstanden sein. Aus seinem sehr widerstandsfähigen, eisenschüssigen Material sind das Portadenkmal und viele Gebäude Mindens gebaut. Wie man es an den glatten Wänden in der Wolfsschlucht und in den aufgelassenen Steinbrüchen am Bahnhof Porta noch sehen kann, wurde er früher aus dem Berge zum Teil unterirdisch herausgemeißelt. Bei natürlicher Abtragung bildet er Klippen wie an der Habichtswand unterhalb der Wittekindsburg. Ein bergmännisch früher wichtiges Gestein, ein Eisenerzlager, verrät durch seinen Gehalt an Macrocephalites gleiches geologisches Alter. Das Erz lagert dem Portasandstein auf und wurde früher in Porta verhüttet. Es wird als Küstensaumbildung angesehen.

Tonige Ablagerungen, die sogenannten Ornatentone, schließen den Dogger ab. Da sie wasserundurchlässig sind, sind sie die Ursache für die Entstehung der Wittekindsquelle und anderer sumpfiger Stellen, die dem Wanderer auf der Höhe des Bergkammes auffallen. Auf ihre leichte Verwitterung ist die Fläche auf dem Gipfel des Wittekindsberges zurückzuführen. Der am Jakobsberg deutlich erkennbare Geländeknick zwischen „Schöner Aussicht" und Bergspitze ist ebenfalls durch die Abtragung der Ornatentone entstanden.

Der oberste Jura, der Malm, beginnt mit den Heersumer Schichten mit 13 Meter mächtigen, widerstandsfähigen Kalksandsteinen z. T. mit Pflanzenresten, also Ablagerungen des Landes oder der Küstennähe. Von den abtragenden Kräften als Steilwand herausgearbeitet, bilden sie den Kamm des Wittekindsberges und eines Teiles des Wesergebirgskammes. In der Wittekindsburg könnte ein mit den Verhältnissen nicht Vertrauter diese Wand als künstlich geschaffen ansehen.

Kalksteine aus den oberen Schichten des Malms, immer noch an Ammoniten erkenntlich, werden von den Zementwerken Porta gebrochen. Durch Menschenhand entstand so der landschaftlich reizvolle „Blaue See" am Nordhang des Jakobsberges.

Die weiter nordwärts auflagernden Gesteine zählen bereits zur Kreideformation. Das Jurameer ist verlandet. In einem flachen Binnenmeer lebten zur Zeit der Wealdenformation Unmassen von Schnecken und Muscheln, jedoch in nur wenigen Arten. Pflanzen, noch zur Gruppe der Farne und Gymnospermen gehörig, konnten in solchen Mengen gedeihen, daß ihre fossilen Überreste einen Bergbau auf Steinkohlen lohnen. Die Zeche Meißen gewinnt diese Wealdenkohle. Bei Bölhorst, dem vom Teufel ausgekippten Haufen, verraten Halden den früher dort betriebenen Kohlenbergbau.

Weiter nach Norden schon unter Minden liegen blaugraue Tone des Neokoms, die beim Bau der Schleuse und in zahlreichen Ziegeleigruben angeschnitten wurden. Wieder geben Ammoniten, die sich mit Belemniten, den sogenannten Donnerkeilen, und anderen Meerestieren vergesellschaftet haben, die Möglichkeit einer genaueren Gliederung. Da die Schichten nur noch flach einfallen, erstrecken sie sich über große Räume.

Vom Neokom bis zum Diluvium sind Ablagerungen in der näheren Gegend nicht erhalten. Jüngere Kreide mit Meerestieren in den Stemmer Bergen beim Dümmer

See und marines Alttertiär bei Bünde verraten, daß das Meer wiederholt die Heimat bedeckte.

An der Wende von der Kreide- zur Tertiärzeit wurden die bis dahin abgelagerten Schichten durch einen Druck von Norden her aufgebogen und so schräg gestellt, wie wir sie jetzt vor uns sehen. Der Gebirgsbildung folgte Abtragung der durch den Druck zermürbten Gesteinsmassen. Die Grundformen des jetzigen Landschaftsbildes entstanden. Nord-südlich gerichtete Querbrüche durch das Gebirge schufen die Unterlage für Quertäler wie das der Porta.

Die jüngsten Ablagerungen, aber immer noch nach Hunderttausenden von Jahren rechnend, wurden im Diluvium abgesetzt. Dem warmen Klima der Tertiärzeit, das in Mitteldeutschland riesige Braunkohlenwälder gedeihen ließ, folgte eine Zeit bedeutender Temperaturschwankungen. Riesige Eismassen schoben sich mehrfach vom Norden bis über unser Gebiet und hinterließen beim Abschmelzen den Moränenschutt. Darin liegen die vielfarbigen Findlinge, die ihre Heimat zum Teil in Skandinavien haben. Die reiche, riesenhafte Säugetierwelt mußte unter den ungünstigen Verhältnissen einer lebensfähigeren, kleineren Platz machen. Aber die ältesten Menschen in Deutschland haben noch Mammut, Nashorn und Löwen gejagt. Knochen der diluvialen Riesen kamen bei Meißen, Minderheide und Veltheim zutage [1]).

Die flachhügelige Hausberger Schweiz hat keinen gewachsenen Boden. In der Eiszeit verlagerte Sande, Kiese und Schotter bilden den Grund, in den die Tageswässer Täler hineinrissen.

Die Weser soll, nach alten Kiesablagerungen zu urteilen, im frühen Diluvium südlich der Weserkette in nordwestlicher Richtung geflossen sein. Erst, nachdem der Eisrand bis nördlich des Gebirges zurückgewichen war, konnte das vorgeformte Quertal der Porta so vertieft werden, daß die Weser nunmehr hier durch das Gebirge drang. Zunächst aber floß sie noch in westlicher Richtung über Lübbecke am Eisrand entlang der Nordsee zu.

Die Zeit, seitdem der vorgeschichtliche Mensch unserer Gegend auf Einbäumen, wie wir sie noch im Mindener Museums aufbewahrt finden, die Weser in südnördlicher Richtung befuhr, ist geologisch gerechnet, sehr jung.

[1]) Neuerdings sind von Oberstraßenmeister Wilhelm Carstens, Bad Oeynhausen, auch in den Kiesgruben zwischen Vlotho und Gut Deesberg bei Rehme solche Reste diluvialer Tiere (Knochen und Zähne vom Mammut, Nilpferd [oder besser Weserpferd], Urrind, Urhirsch u. a.) gefunden und von ihm dem Museum zu Minden überwiesen worden; einige besonders wertvolle und gut erhaltene Stücke sind auf Wunsch der geologischen Landesanstalt in Berlin zur Untersuchung und Einreihung in die dortige Sammlung übermittelt worden.
Schriftleitung.

Bücher, die für uns wichtig sind.

Herman Wirth, **Die heilige Urschrift der Menschheit.** Lieferung 3 und 4. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig. (Vgl. „Germanien", 3. Folge, Heft 5/6, Seite 135 [2]).

Die dritte Lieferung des großen Werkes von Herman Wirth bringt den Abschluß des zweiten Hauptstückes, das die Symbole des Jahres, den Krummstab und das Kreuz behandelt. Es ist derselbe Krummstab, den Zeus als Himmelskönig in der Antike führt, den als sein „Vertreter" der italische Priester als Hoheitszeichen besitzt und der endlich mit seiner spiraligen Windung in den ersten christlichen Jahrhunderten das Abzeichen des christlichen Bischofs wird. Mit einer großen Fülle an Belegen wird dasselbe Zeichen in der Kultussymbolik und Mythologie der ältesten Indianer und Eskimos nachgewiesen; als Hoheitsabzeichen steht es auch im prädynastischen Ägypten neben dem „Dreizack", der als Geißel oder Rute noch in der germanischen Symbollik ein uraltes Abzeichen höherer, göttlich abgeleiteter Gewalt ist. Die Eindringlichkeit der Beweisführung wird gesteigert durch eine Fülle von Bildmaterial, wie es in dieser Reichhaltigkeit wohl noch in keinem ähnlichen Werke geboten worden ist. Die dritte Lieferung enthält die 79. bis 126. Bildtafel, durchweg ausgezeichnete Wiedergaben des Materials. Der schon erwähnte Nachteil, daß dem einzelnen Bilde in den meisten Fällen eine Bezeichnung des Dargestellten fehlt, läßt sich vielleicht später dadurch verbessern, daß ein Gesamtverzeichnis des Bildmaterials beigefügt wird, an Hand dessen man sich schnell über den einzelnen Gegenstand unterrichten könnte; auch sollte dies Verzeichnis jeweils einen

[1]) Wir weisen noch einmal darauf hin, daß unsere Freunde das Werk zu einem ermäßigten Preise beziehen können!

[2]) Auch „Germanien", 3. Folge, S. 67.

Hinweis auf die Textseite enthalten, an der der betreffende Gegenstand behandelt ist. Die Mühe eines solchen Verzeichnisses wird sich durch die vielseitige Verwendbarkeit des verarbeiteten und zusammengetragenen Materials reichlich bezahlt machen.

Das dritte Hauptstück beschäftigt sich eingehend mit einer besonders wichtigen Einzelheit: dem Zeichen der 6 oder 8 Punkte als Symbol des nordatlantischen Sonnenjahres. Man findet diese 8 Punkte als Randverzierung auf den Kultmasken der Alaska-Eskimo, die einen Kreis darstellen, dessen Mitte ein Gesicht ausfüllt, während zu beiden Seiten die erhobenen Arme aus dem Scheibenrande emporwachsen. (Man vergleiche mit dieser Darstellung das Sonnensymbol mit den erhobenen Armen von der Spitalskirche zu Tübingen! Abb. zum Aufsatz „Sinnfälliges und Sinnbildliches", „Germanien", Heft 3 der 4. Folge.) Die ursprüngliche Herleitung dieser Kreisteilung aus der atlantischen Gesichtskreis-Jahreseinteilung wird aus dem verglichenen Material der verschiedensten Völker und Zeiten evident; sie wird durch Tonscheiben aus der jüngeren nordischen Steinzeit, durch mittelsteinzeitliche Kieselsteinbemalungen und durch eisenzeitliche germanische Spinnwirtel bestätigt. Jahrkuchenformen, die dasselbe Punktsymbol enthalten, setzen die uralte Überlieferung bis in das 17. und 18. Jahrhundert fort. Sie findet sich auch bei den Aztekenfürsten als Ornament des königlichen Brustschmuckes, an dessen sonnenbezogener Bedeutung kein Zweifel besteht. Ein Gegenstück zu den acht Punkten um den Mittelpunkt sind die vier Punkte, die als vier Weltrichtungen, vier Himmelspunkte in hettitischer und phönikischer Überlieferung personifiziert werden (eine späte Auswirkung sind die „quatuor angeli super quatuor angulos terra" in der Apokalypse).

Diese Sechsteilung des Kreises ist religionsgeschichtlich von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit geworden. Die zweimal sechs Punkte um den Mittelpunkt sind der abstrakte Ursprung des Gedankens von der Gefolgschaft Gottes: die Entwicklung wird sich so vollzogen haben, daß die um den mittleren Baum oder Pfahl (Säule ist in dieser Bedeutung ein uraltes Wort) gestellten sechs Doppelpfähle personifiziert, später auch vermenschlicht und als eine Art von Nebengöttern angesehen wurden. Die Verdoppelung der sechs wird mit je einer männlichen und weiblichen Gottheit begründet; später finden wir freilich auch die zwölf Männer als Gefolge des Gottes oder Gottessohnes. Das Pantheon der indogermanischen Völker erklärt sich am einleuchtendsten auf diese Weise; es erklärt sich auch, weshalb sowohl in der italischen, wie in der griechischen und der eddischen Überlieferung die Zahl der zwölf männlichen und weiblichen Gottheiten übereinstimmend ist. Es muß hier besonders betont werden, daß die „astrale" Deutung, die Beziehung auf die Sternbilder, erst sekundär ist, denn diese Sternbilder sind erst nach den sechs oder zwölf Auf- und Untergangspunkten am Horizont unterschieden worden, sie sind also ursprünglich solaren Ursprunges. Entsprechend der alten Achtteilung des Jahresgesichtskreises treten in einer anderen Schicht der vedischen Überlieferung auch die acht Söhne der Aditi auf; es muß eine entsprechende weibliche Personifizierung bestanden haben, denn die neun Jungfrauen (n+1, die neunte ist als Führerin ursprünglich der Mittelpunkt) treten nicht nur in der griechischen Überlieferung (neun Musen) auf, sondern auch in der nordischen Dichtung (neun Walküren), ja sie reichen als poetisches Motiv bis tief in die epische Volksdichtung des Mittelalters hinein. Bemerkswert ist dabei besonders ihre stete Verbindung mit dem Drachen (auch Apollon, der Sonnengott, befreit sie ursprünglich aus der Gewalt des Drachen Python); eine eigene Untersuchung wird darüber noch mehr Klarheit verbreiten.

Das fünfte Hauptstück unterzieht den Sechsstern einer eingehenden Untersuchung an Hand des zusammengestellten Stoffes; dieser „israelitische" Stern ist in Wirklichkeit alt-atlantischen Ursprunges und von den nordischen Vorbewohnern Palästinas übernommen worden. Sein Gegenstück ist das sechsgeteilte Rad, ein in der gesamten nordisch beeinflußten Kunst nachweisbares Motiv, dessen religiöser Ursprung einleuchtend klargestellt wird. Noch an dem siebenarmigen Leuchter erscheint der sechsästige (n+1) Lebens- oder Lichtbaum in seiner ursprünglichen, tieferen Bedeutung. — Besonders hervorzuheben ist bei diesem neuen Werke die sehr reichliche und vollständige Literaturangabe, die ein eigenes Vertiefen in Einzelheiten ermöglicht.

Die Fortführung der großen Untersuchungslinien in Wirths Werk knüpft zunächst an die grundlegende Kreisteilung als Ursprung des altnordischen „Weltbildes" an. Liegt die Sechsteilung des Kreises schon als frühe mathematische Erkenntnis nahe, und ist die Achtteilung (eyktamark) durch die jahreszeitliche Verschiebung in südlicheren Gegenden zu erklären, so hat die Herkunft der Fünfteilung (sechstes Haupt-

stück) von jeher größere Erklärungsschwierigkeiten bereitet. Daß das Pentagramm, der angeblich jüdische fünfstrahlige Stern auf die Fünfteilung des Gesichtskreises zurückgeht, weist Wirth formengenetisch an Hand ägyptischer Denkmäler nach, die zeitlich weit vor der ersten Entstehung der jüdischen Symbolik liegen. Auch an nordamerikanischen Amuletten ist der „Judenstern" als heiliges Jahrzeichen und somit als schutzgewährendes Gottessymbol nachweisbar. Interesse verdient seine Erklärung des Wortes „Drudenfuß" für das Pentagramm (S. 147 f.). Wirth findet darin die nordische thruds, „göttliches Wesen, Jungfrau, Walküre" wieder, deren Name wiederum auf das anord. ags. thrud (thryd) = „Kraft, Macht" zurückgeht: die siegtragende Schlachtjungfrau ist die Trägerin oder Personifizierung der höheren göttlichen Macht, die dem germanischen Krieger besonders als Siegesmacht erscheint.

Die sprachliche Begründung bereitet kaum Schwierigkeiten; was die mythologische Seite anlangt, so sei darauf hingewiesen, daß der Begriff des „megin" und des „regin", der göttlichen, übermenschlichen Kraft (lat. numen) besonders in solchen weiblichen Namen erscheint, die ursprünglich Walkürennamen sind (Meginhild und Reginhild oder Reinhild). Die mythologische Entwicklung läuft der sprachlichen parallel. Noch im Grimmschen Märchen treten die drei Spinnerinnen auf, deren eine, angeblich vom Treten des Spinnrades, einen breiten Fuß hat. In der Volksüberlieferung hat auch die Berchta, eine übermenschliche Mythengestalt, einen breiten Fuß oder auch einen Gänsefuß. Wahrscheinlich gehört auch die altfranzösische „Berthe as grans piez" (Bertha mit den großen Füßen), eine halb sagenhafte Ahnfrau der Karolinger, in dieselbe Reihe. Es ist hierbei besonders zu beachten, daß sowohl Karl der Hammer, wie auch Karl selbst, der ja in der Sage öfters als „Steinspalter" auftritt[3]), Züge des Hammergottes Donar angenommen haben; daß also auch in der mythischen Quelle dieser Heldensage die Drude mit dem Drudenfuß als Mutter oder Ahnfrau des Hammergottes erschienen sein muß. Nebenbei erwähnt: der Mythus des steinspaltenden, „aus Erdkraft geborenen" Donar erweist sich auch hier wieder als ungleich älter und dauerhafter als der Wodanmythus, der als Sonderentwicklung in einer späten Oberschicht erscheint und darum auch im Volksglauben viel weniger Spuren hinterlassen hat. Der Verbindung dieses „Drudenfußes" mit dem Stein entspricht es, wenn nach Wirth (S. 151) akkadische Glossare zu dem IA = „5" noch die Bedeutung „abnu" = „Stein" geben und wenn das Pentagramm auf dem Steine als fünf Punkte eingehauen ist.

Von großer Wichtigkeit sind weiterhin die Ausführungen über das Alphabet als uraltes Symbol Gottes, ursprünglich eine Wiedergabe des mit der Lautreihe (lat. „elementum") verbundenen Jahreslaufkreises. Die sprachliche Nachprüfung der Ableitung des Jahu-Namens aus der Vokalreihe IAU wird man freilich zunächst den Orientalisten überlassen müssen; doch spricht sehr vieles für die Richtigkeit der Grundanschauung. Das Alphabet besitzt noch in der mystischen Literatur des Mittelalters eine geheimnisvolle Bedeutung und kehrt als Wahrzeichen Gottes noch in der wiedertäuferischen Symbolik der Reformationszeit wieder, worüber an anderer Stelle Näheres ausgeführt werden soll. In anderen Schlußfolgerungen geht die Herleitung aus der alten i-u-Formel m. E. freilich zu weit; z. B. bei dem Storchennamen euver, uiver und so weiter: die lautliche Verfassung solcher Worte ist doch wohl zu schwankend, und die Zwischenstücke zu wenig sichtbar, als daß man hier einen Zusammenhang greifbar machen könnte. Gleichwohl kann einen die noch in friesischen Bilddarstellungen nachweisbare Verbindung des Storches mit der „Eibe"-Rune (germ. iw) stutzig machen (als liegendes S ist diese Rune aus naheliegenden Gründen häufig mit der Schlange verwechselt worden). Alles in allem kann man die Zurückführung des Pentagramms auf die fünf Horizontalpunkte des atlantischen Sonnenjahres als mindestens sehr wahrscheinlich bezeichnen.

Originell, aber der Beachtung wert ist die Zurückführung der fünf Solmisationssilben ut-re-mi-fa-sol auf die Fünfheit der mit dem entsprechenden Vokal verbundenen Jahrespunkte. So abwegig das dem heutigen Musiktheoretiker zunächst vorkommen mag, so ist doch zu bedenken, daß schon der Orphische Hymnus auf Apollo, den alten Sonnengott, diese Verbindung der Jahreszeiten mit dem System der Töne kennt: „Wintern und Sommern, beiden teilest Du gleiches zu: Winter den Tönen der Höhe, Sommer den Tönen der Tiefe; das Dorion (eine besondere altgriechische Tonart) aber der vielgeliebten, jungfrischen Blüte des Frühlings." Auch die Verbindung der Jahresteile mit verschiedenen Farben hat in sehr alten Überlieferungen von den „kosmischen Kreisen", die mit bestimmten Farben verbunden sind, eine Stütze. Die

[3]) Vgl. „Germanien", 3. Folge, S. 15.

Ausführungen über das Handsymbol als Grabsymbol (S. 174 f.) sind auch in anderer Hinsicht sehr aufschlußreich; nur hätte man bei den beigegebenen Zeichnungen der Handsymbole lieber eine genauere Angabe der Herkunft. Auch dies uralte Grabsymbol hat übrigens eine entsprechende Überlieferung in der Volkssage als Parallele: die zahlreichen Geschichten von der aus dem Grabe gewachsenen Hand, die dann mannigfache Deutungen erfährt; z. B. in der Geschichte von dem Kinde, das seine Mutter geschlagen hat und dessen Hand später aus dem Grabe wächst, um erst dann zu verschwinden, nachdem ihm die verdiente Züchtigung zuteil geworden ist. An solchen Beispielen sieht man besonders deutlich, wie fest das mythische Bild in der Phantasie von Hunderten von Generationen haftet und wie vergänglich dagegen die rationalistische Deutung ist.

Das siebte Hauptstück behandelt „Kalender und Kultstätten", geht also auf die ursprünglich angenommene Eigenart der Steinsetzung als kalendarisches Abbild des Sonnenlaufjahres und seiner Hauptpunkte ausführlicher ein. Was hier besonders wichtig ist, ist der Nachweis, daß die noch in frühneuzeitlicher nordischer Überlieferung nachweisbare Kalenderscheibe mit den Randkerben auch in größerer Form als Kultstätte in der Pfahl- oder Steinsetzung erhalten ist, des „dagsmark" oder „eyktamark". Die kalendarisch-symbolische Bedeutung einer Anzahl solcher „Cromlechs" im nordischen Kulturkreise wird eingehend untersucht; als Grundform finden wir immer wieder die regelmäßig um den Mittelpunkt angeordneten sechs oder acht Punkte, die, auf den Horizont projiziert, den Hauptjahrespunkten entsprechen. Diese „Sonnenringe" dienen gleichzeitig auch als Gerichtsringe (domhring) und als Feierstätten der Sonnenwendfeste; sie wurden auch aus Pfählen oder Stöcken „gehegt" (woran übrigens noch die in der Feme gebräuchliche Formel „Stock und Stein" erinnert).

Gewissermaßer ein lebendiges Gegenstück dieser Pfähle, die man sich nicht in späterer Zeit als mit „megin", mit göttlicher Kraft geladen, vorstellte, sind die Baumsetzungen: sechs Bäume um einen Mittelpunkt, nach kalendarischen Richtlinien gestellt. Unzweifelhaft haben wir auf diese schon in der Antike nachgewiesenen „sex arbores" die zahlreichen Ortsnamen „Siebenbuchen, Siebeneichen, Siebenlinden" zurückzuführen, worüber eine Spezialuntersuchung Näheres ermitteln wird. Der Name „Ti" für die Dingstätte, Versammlung und Gerichtsstätte ist heute noch in Niederdeutschland lebendig (ein Tieberg liegt bei Rheine, die Gegend heißt „auf dem Tie"). Sprachgeschichtlich ist allerdings zu bemerken, daß diese Wurzel mit Vorsicht zu behandeln und nicht ohne weiteres mit „Thing, Ding" zusammenzuwerfen ist: es handelt sich dort um eine Tenuis und hier um eine Aspirata im Anlaut, die letztere wird im Neuniederdeutschen im Anlaut zu D; wir dürfen also nicht vom „Ting (Thing)" sprechen, sondern streng genommen nur vom „Ding". „Ti" hingegen ist dieselbe Wurzel, wie das lateinische „di-es", „Tag" oder „Gerichtstermin"; eigentlich die Versammlung unter freiem Himmel (sub di-vo), wie sie noch in der Femegerichtsbarkeit („bei scheinender Sonne") vorgeschrieben ist. Tiu, der Kriegs- und Gerichtsgott ist ja an sich der lichte Tag selbst (sub divo), der uralte Sonnengott (dies Wort ist stets mit Vorsicht zu gebrauchen), der nach dem großen orphischen Apollonhymnus „alles überschaut" (pantepoptes, panta diôrâ) und daher der „Schöpfer des Rechtes" ist. Unsere Sprache zeigt hier eine uralte Lebenstatsache mit wundervoller Deutlichkeit: altsächsisch „tîhan" heißt „vor den Tî, vor das Gericht ziehen"; es ist unser neuhochdeutsches „zeihen"; jemanden einer Schuld zeihen heißt: ihn wegen des Vergehens vor den Tî, vor das Gericht bringen, während „verzeihen" ursprünglich bedeutet „auf eine gerichtliche Austragung verzichten" — das letztere ist wieder eine Weiterbildung (Intensivum) des ahd. „far-zîhan". (Als mögliche Parallele wäre zu untersuchen, ob nicht alts. „tiu-gan" ähnlich gebildet ist wie „tîhan" — mit grammatischem Wechsel — und ob nicht tiugan, ahd. „ziugan", neuhochdeutsch „zeugen" ursprünglich bedeutet: etwas an den „Tiu", an den lichten Tag bringen, in den ewigen Kreislauf des Werdens einfügen. Diese Herleitung — sprachgeschichtlich völlig einwandfrei — bewiese wiederum den mythischen Ursprung unserer Sprachbegriffe und zugleich ihren uralten philosophischen Gehalt. Sie erklärt auch die doppelte Bedeutung des Wortes „zeugen", nämlich 1. „an den Tiu, an den lichten Tag bringen", und 2. „am Tiu (unter Anrufung des Tiu?) eine Aussage machen." Ganz entsprechend wie unser „Ding" zu „denken" verhält sich übrigens lat. „res" (Ding, Sache) zu „reri" (denken). Auch unser „Sache", alts. „saka" bedeutet ursprünglich den Streitgegenstand vor Gericht; es ist wurzelverwandt mit „sôkian", „suchen", dessen ursprünglich feindselige Bedeutung noch in unserem „heimsuchen" nachklingt: es bedeutet „eine Streitsache am Gericht anhängig machen". Zu vergleichen ist franz. „chercher", von

„circare" abgeleitet, das bedeuten kann „im Kreise umhergehen" und daher „suchen", das aber auch ursprünglich den Gang oder die Zitierung zum „circus", zur kreisförmigen Gerichtsstätte gemeint haben kann. „Dagsmark" bedeutet also begrifflich genau dasselbe wie „Ti": die Stätte für den „Tag", das „Tageding"; „vertagedingen" heißt „vor dem Gerichtstag für jemanden eintreten", daher „verteidigen" — ein Ausdruck, der also ebenso wie das „heimsuchen" ursprünglich nicht aus der Sphäre der Brachialgewalt, sondern aus der des geordneten Rechtes stammt — was für die Beurteilung der soziologischen Begriffe unserer ältesten Vorfahren von größter Bedeutung ist.

Diese Anmerkungen mögen das von Wirth gebrachte reichhaltige archäologische Material vervollständigen. Gerade der „Circus", den Wirth mit anderen für das Stammwort unserer „Kirche" ansieht, ist ein Gegenstand, mit dem die Wissenschaft bisher nie richtig fertig geworden ist. In diesem Zusammenhange ist besonders bemerkenswert, was Wirth (S. 182) über den hebräischen „Gilgal", den Steinkreis, schreibt, der nach Josua 4 bei Jericho errichtet wird. (Nach einem Psalm bedeutet „Gelgel" übrigens auch den Himmelskreis, das Weltall selbst: „Es donnerte im Gelgel, deine Blitze leuchteten auf dem Erdboden.") Die Abstammung des Wortes „Kirche" aus dem Stamme „kirk", lat. „circus" (S. 182) ist freilich sehr umstritten; doch hat die schulmäßige Herleitung von griech. „kyriaké" („dem Herrn gehörig", erg. „oikia" = Haus) mindestens keine größere Wahrscheinlichkeit für sich. Zu der richtigen Nebeneinanderstellung (S. 183) von alts. „alah", got. „alhs" = „Tempel, Heiligtum" und lat. „arx", „feste Höhe, Burg" ist ergänzend zu bemerken, daß „arx" an sich auch die Umzäunung, die Absperrung des inneren Heiligtums bedeutet, wie das davon abgeleitete Zeitwort „arceo", „fernhalten, abhalten, aussperren" beweist. Diese ursprünglichste Bedeutung erscheint noch greifbar in den feierlichen Eingangsversen jener berühmten Horazischen Ode:

Odi profanum vulgus et arceo.
Favete linguis!,

deren sakraler Ursprung längst erkannt ist und die den uralten Spruch des Priesters bei der Absperrung der „arx", des heiligen Geheges, wiederholt. „Profanum vulgus" bedeutete hier ganz wörtlich den „vulgus pro fano", die Menge vor dem Heiligtum, die in der „arx" verharrt, während der Priester im „fanum" weilt: „arx" ist also der äußere, „fanum" der innere „Ring". Ganz entsprechend steht im Heliand das Volk im „alah", dem äußeren Tempel, während der Priester im „wîh", dem Allerheiligsten weilt. Die uralte Formel, mit der Horaz als der „musarum sacerdos" sein Lied „virginibus puerisque" singt, erinnert an die vermutlich urverwandte Formel, mit der die Völuspa, die geistige Schau der priesterlichen Seherin eingeleitet wird:

Ich heische Gehör vor den heiligen Geschlechtern,
Heimdalls Kinder, hohen und niederen ...

Die gemeinsame Überlieferung des Steinkreises aus urgermanischer und uritalischer Vergangenheit erscheint auch in dem lat. „carcer", das als Steinumzäunung später den (steinernen) „Kerker" bedeutet und wörtlich dem ahd. „harg" oder „haruc", ags. „hearg", anord. „hörgr" entspricht. In diesen „harg" trat man zur Leistung des feierlichen Eides; auch diese Sitte erweist sich als urnordisch, wie aus dem griech. „herkos" („Gehege") und „horkos" („Eid") hervorgeht: der „horkos" ist der im „herkos" abgelegte Eid. (Das homerische „Gehege der Zähne" gibt also sehr anschaulich die nach Art des Pfahlgeheges in regelmäßigen Halbkreisen in den Boden eingelassenen Zahnreihen wieder.)

Wahrscheinlich erklärt sich von hier aus das umstrittene und daher viel mißdeutete „Thiodute", das von dem siegreichen sächsischen Heere noch i. J. 1115 errichtet wurde (Wirth S. 181). Es wäre ein heiliges Gehege, als Siegesaltar der Mittelpunkt des umgebenden (Heer-)Volkes: „thiod ûte" („Volk außen") erinnert wörtlich an „vulgus arceo; vor allem aber an die im Heliand belegte Formel „thiod ûtan umbi thana alah", „das Volk außen um das Tempelgehege". Das „Thiod ûte" könnte ursprünglich den Ruf des „Priesters" bei der feierlichen Eröffnung des Dinges wiedergegeben haben. Mit Tiu darf man es natürlich des grundverschiedenen Anlautes wegen nicht in Verbindung bringen. Neuere Erklärer setzen freilich eine Grundform „Jodute" voraus und halten diese lediglich für ein Gegenstück zu dem „Zetergeschrei". Ich halte das für zu weitgehend; doch vergleiche man die neueste, grundlegende Abhandlung über diese Frage: Herbert Meyer, Heerfahne und Rolandsbild. Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, 1931.

Zu der doppelten Bedeutung von „gilgal" (gelgel) als „Steinkreis" und „Weltkreis" sei noch auf die germanische Parallele zu „Heimskringla"-„Weltkreis" hingewiesen: ich vermute für „heim" ebenfalls eine alte Bedeutung als „heiliges Gehege, Gerichtsring", dem Sinne nach ein Abbild des großen „Ringes" („was den großen Ring bewohnet") der Welt. So würde die bekannte Stelle der Völuspa, „hatr er î heimi" einen viel eigentlicheren, intensiveren Sinn bekommen; statt wie bisher übersetzt, „Haß ist in der Welt", würde es heißen: „Haß ist im Heiligtum", der tödliche Haß mit all seinen Folgeerscheinungen ist sogar in den geheiligten Bezirk des „hörgr" oder des „vé" eingedrungen; dem Sinne nach wieder eine Entsprechung zu der häufigen Formel vargr î véum", „der Wolf (allgemein ein Symbol des Hasses) im Heiligtum". Das Wort „heimsuchen" (vgl. oben) gewänne dadurch einen ganz konkreten Inhalt. Auch die zahlreichen Ortsnamen mit „heim", insbesondere solche wie „Steinheim, Stockheim (Stockum)" würden dadurch deutlicher werden. Zu den von Wirth (S. 180) angeführten „Candle Stone, Candle Ridge, Candle Hills" sei noch bemerkt, daß in dem angelsächsischen Liede auf den Sieg Äthelstans bei Brunanburh die Sonne „godes candel beorht", „Gottes leuchtende Fackel" genannt wird, ein Ausdruck, der wahrscheinlich weiter verbreitet war. Es könnte bei diesen Steinen und Hügeln also auch eine unmittelbare Beziehung auf die Sonne vorliegen.

Man kann zu Wirth stehen, wie man will: daß seine Forschungen außergewöhnliche Anregungen bieten — nicht zum haltlosen Phantasieren, sondern zum gründlichen Durchdenken des bisher Bekannten — wird keiner bestreiten können. Wir werden an dieser Stelle über die weiter erscheinenden Lieferungen des Werkes eingehend berichten.

Eremita.

Kleine Beiträge.

Zwischeneiszeitliche Kulturen in Norddeutschland? Die Frage, die O. Hauser angeschnitten hat[1]), ist recht wichtig. Rein spekulativ betrachtet, spricht nichts dagegen, daß Norddeutschland in der letzten Zwischeneiszeit besiedelt gewesen ist; im Gegenteil, es würde schwer halten, glaubhaft zu machen, daß keine Besiedelung stattgefunden habe. Die Funde, die diese Überlegung fordert, nachzuweisen, ist wegen der zerstörenden Tätigkeit des Inlandeises recht schwierig. In einigen Fällen ist dieser Nachweis trotzdem geglückt. Beispielsweise sei erwähnt, daß Stoller[2]) aus dem Kalkmergel von Westerweyhe (Kr. Ülzen), der einwandfrei im letzten Interglazial gebildet wurde, Knochensplitter und Knochenspäne anführt, die nur als Bruchstücke in den Mergel geraten sein könnten und wahrscheinlich als Abfälle aus menschlicher Tätigkeit zu deuten seien. In der gleichaltrigen Kieselgur des Sothriethtales (bei Unterlüß) fand man ein Stück Kiefernholz, „das Spuren roher Bearbeitung zeigt und damit beweist, daß auch der Mensch in jener Gegend schon lebte, als die Gur zu Ablagerung kam" (jüngstes Interglazial[3]). Das Geologische Landesmuseum in Berlin hat menschliche Skelettreste, die 1907 in der Kieselgurgrube zu Bispingen (Luhetal) aufgefunden sind. „Es sind bisher die einzigen Reste vom diluvialen interglazialen Menschen in der Lüneburger Heide[4])."

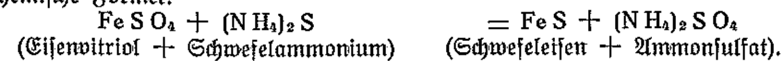
Das Alter dieser Funde ergibt sich aus den Lagerstätten, in denen sie ungestört liegengeblieben sind. Ganz anders verhält es sich mit Dingen, die durch die Grundmoräne des Inlandeises von ihrer Lagerstätte wegbefördert wurden. Und diese Verlagerung dürfte weit häufiger anzunehmen sein, als daß das Eis Geräte, Knochen usw. an Ort und Stelle einfach mit dem Geschiebelehm überdeckte. Die Geräte des interglazialen norddeutschen Siedlers müssen, soweit sie überhaupt haltbar sind, im Geschiebelehm zu finden sein. Als Werkstoffe für solche Geräte kommt besonders Feuerstein in Frage, der bekanntlich sehr spröde ist und leicht durch natürlichen Druck, strömendes Wasser, Frost und Hitze so geformt wird, daß er nicht nur Werkzeugen ähnlich sieht, sondern daß solche Zufallsformen auch als Werkzeuge gebraucht werden können[5]). Das einzige Mittel, „verdächtige" Steine aus dem Geschiebelehm, aus Kiesgruben und Flußschottern daraufhin zu prüfen, ob es sich tatsächlich um absichtlich hergestellte Geräte handelt, ist bisher der Vergleich mit Stücken, die aus sicheren Kulturschichten stammen. Dieses Verfahren ist z. B. auch bei den neuesten Funden aus den Leineschottern bei Döhren (Hannover) angewandt worden, die von Lehrer Plasse geborgen sind. Handelt es sich um sog. typische Formen, so geht es noch an; aber ob nicht die atypischen Stücke zahlenmäßig überwiegen? — Ob die Quarzlampe bei der

Entscheidung mithelfen kann, weiß ich nicht; es wird davon abhängen, ob die Ausscheidungen der Hand in der Feuersteinrinde eine **chemische Wirkung** hervorbringen können.

Nun verweist L. Pfeiffer[6]) auf einen kurzen Aufsatz **Max Steins**, „**Ein mineralogisches Erkennungszeichen prähistorischer Feuersteinartefakte**[7])". Auf diesen Aufsatz möchte ich die Aufmerksamkeit lenken. Der Ort, an dem er veröffentlicht worden, und der Hinweis Pfeiffers lassen doch immerhin vermuten, daß er Beachtung verdient, wenn auch der Verfasser selbst noch nicht sicher entscheiden kann. Sind die Angaben stichhaltig, so wäre tatsächlich erleichtert, benutzte Werkzeuge von Zufallsformen zu unterscheiden. — Stein beobachtete beim Aufsammeln von Feuersteinartefakten auf deren Oberfläche „schwarzbraune, halbkugelige Ansammlungen" eines Minerals, welches sich bei näherer Untersuchung mit der Lupe als eine Eisenverbindung herausstellte. Das Material trat in oft winzig kleiner, oft auch größerer kugeliger und oft auch ringförmiger Gestalt auf. Stein vermutete, es läge ein zersetzter Pyrit vor, indem er sich an sonstige ähnliche Vorkommen dieses Minerals erinnerte.

„Die Chemie hat nun nachgewiesen, daß der Pyrit aus einem chemisch flüssigen Prozeß hervorgeht. Besonders bemerkenswert ist aber der Umstand, daß die Abscheidung desselben immer an Stellen geschieht, an welchen ein Verwesungsprozeß stattgefunden hat, wo Schwefelammonium aus Eisenvitriol Schwefeleisen fällte oder auch die Bildung der Ansammlungen von Eisensulfid (FeS_2, Pyrit) veranlaßte.

Chemische Formel:



$$FeSO_4 + (NH_4)_2S \qquad = FeS + (NH_4)_2SO_4$$

(Eisenvitriol + Schwefelammonium) (Schwefeleisen + Ammonsulfat).

In dieser letztgenannten Form erscheint dieser nun an den Artefakten (wenn auch im Laufe der Zeit wahrscheinlich wiederum eine Zersetzung eingetreten ist) als ein Beweis, daß auch hier eine Verwesung organischer Stoffe stattgefunden haben muß. Die Feuersteinartefakte, die beim Gebrauch durch Menschenhand eine Menge Fett aufgesogen hatten (NB. ?) oder auch mit tierischen Resten behaftet waren, kamen in die Erde, wo nun gleichfalls der oben geschilderte Prozeß zur Bildung von Schwefeleisenverbindungen in Tätigkeit treten konnte.

Es ist mir möglich gewesen, nachzuweisen, daß diese Schwefeleisenverbindungen an allen Artefakten aller Altersstufen sich vorfinden, teils häufiger, teils seltener, aber sie sind vorhanden!"

„**Niemals aber konnte ich diese Schwefeleisenablagerung an Feuersteinen und Splittern aus natürlichen Fundplätzen (Kiesgruben usw.) nachweisen.**

Wenn nun diese Beobachtung auch von anderer Seite gemacht würde und eine chemische Untersuchung von fachmännischer Seite meine oben angeführte Mutmaßung der Bildung dieser Schwefeleisenablagerung bestätigte, hätte man vielleicht ein **Erkennungsmittel mehr**, um die künstliche oder natürliche Entstehung zweifelhaft erscheinender Artefakte nachzuweisen."

Solche „Rostflecke" an Feuersteinen lassen sich häufig beobachten. Hat man sich schon die Mühe gemacht, Steins Voraussetzungen und Folgerungen nachzuprüfen? Ist es möglich, aus dem „**vielleicht**" ein „**ziemlich sicher**" zu machen? S.

1) Vgl. Germanien, 3. Folge, Seite 116. — 2) J. Stoller, Geologisches Wanderbuch durch die Lüneburger Heide (Braunschweig 1918), S. 59. — 3) ebenda S. 120. — 4) ebenda S. 154. — 5) Das Eolithenproblem! Vgl. Wiegers, Die natürliche Entstehung der Eolithe im norddeutschen Diluvium. Monatsberichte der Deutschen geologischen Gesellschaft 1905 (Nr. 12), S. 485—514. — 6) L. Pfeiffer, Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen. Jena 1920, S. 403 (Druckfehler! „Stern" statt „Stein"). — 7) Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XLVI. Jahrg. (1915), S. 30.

Verantwortlich für den Textteil: Studiendirektor Dr. Paul Gerhardt Beyer und Schriftleiter Walther Hieke, Bad Deynhausen; für den Anzeigenteil: Karl Klußmann, Bielefeld. Alle Zuschriften, die die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" betreffen, auch Bestellungen auf „Germanien" an den ersten Vorsitzenden: Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Bandelstraße 7. Alle redaktionellen Zuschriften an die Schriftleitung: Bad Deynhausen, Hindenburgstraße 22, oder an Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstraße 11. — Zahlungen des Bezugsgeldes und des Mitgliedsbeitrages nur auf das Postscheckkonto: Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Bandelstraße 7, Postscheckamt Hannover 65 278; Druck und Versand: Westf. Buch- und Kunstdruckerei Gustav Thomas, Bielefeld, Bünder Straße 32.

9.7.1932.